



Anker geworfen!

Roman von E. Felsy.

(Fortsetzung.)

St. Thomas, St. Christopher, Antigua und Guadeloupe sind noch Stationen für das Hamburger Schiff gewesen. Passagiere setzte man aus, nahm andre ein,

trimmte Kohlen; steter Sonnenschein lachte über den blauen Wellen.

Man sah auf das Karaische Meer und den Großen Ozean von den Höhen und auf ein Gewirr von vulkanischen Inseln, schroff, grün bewachsen, öde. Regina liebt es, vom Bord des Dampfers hinüberzublicken nach den Inseln und den kleinen Städten, die so wohlklingende Namen tragen und sich ganz und gar gleichen in der

Vegetation, mit der Masse schwarzer Menschen, der kaum übertünchten Unkultur.

Fürst Borodowsky hat jetzt meistens in letzter Minute vor der Auschiffung auch den Einsall, dableiben zu wollen, und-etabliert sich unweit von ihr mit einem Buhe.

Baron Hellmers nekt seinen Schwiegersohn; er hätte sich eigentlich mit dem Mulatten schießen müssen.



Von Oberster Weheli, Rikberg.

Die Viadukte der Gotthard-Bahn bei Wassen.

„In den Augen Ihrer Frau, Stas, wären Sie dann ein Held geworden. Ich versichere Sie. Als stille Dulder lieben die Weiber uns nicht zu sehen.“

„Wir haben auf unserm Wappen das Wort: Ich warte.“ giebt der Pole zurück.

„A bah — sehr dehnbar. Auf was warten? Den Augenblick des Glücks? Den muß man sich erzwingen.“

„Gelegenheit!“

„Die geht oft lachend vorüber.“

„Woran denken Sie, Baron?“ fragt die Kreolin.

„An die Herzlosigkeit der Frauen.“

„Baron!“

„Wirklich! Und daß —“

„Was?“

„Es ein Schicksal ist, daß uns so viele gefallen. Es müßte weniger geben, das machte uns nicht so wanfelmütig.“

„Sie sind schlimm, sehr schlimm!“

Er hat darauf bestanden, daß Franz Ludwig Nummüller den Platz des Mulatten bekam. Er nennt ihn seinen Freund, „er macht mir Spaß mit seinen dicken Händen und seiner täppischen Unbeholfenheit, sehr viel Spaß.“

„Ja, Baron, ja!“

„Warum haben Sie nicht geheiratet?“ fragt er dann plötzlich.

Der Väterkönig lachelt.

„Das war sehr einfach. Sie wollte mich nicht, und da ging ich nach drüben.“

„Sie? Eine Lotte oder Grete — und war?“

„Nee, Riele hieß sie und war Dienstmädchen bei 'nem Schlachter. An dem seine zweite Frau ist sie geworden. An wie ich wieder vor fünf Jahren nach Hause kam, war sie Witwe, wollte mich aber wieder nicht, trotz mein Geld, denn sie sagte, sie hätte auskömmlich. An übers Wasser wollte sie nicht mit. Ja, so ging's!“

Er lachelt noch seelenvergnügter, und Baron Hellmers ist auf das höchste amüsiert. Und plötzlich wendet er sich zu Madame Selmine und sagt ihr französisch:

„Da sollten Sie angeln, das wäre eine Beute, während —“

Sie wird blutrot, beißt die Zähne zusammen und fragt Mr. Croßly, wie viel Grad man eigentlich heute habe.

Ueber Reginas Gesicht ist ein Schatten gezogen; ihr Vater sieht sie scharf an.

„Sind wir nicht zufrieden?“

„Es war.“ sie sagt es ganz leise, nur Broesen versteht es noch, „roh!“

„Und ist nicht fein, daß du mich foramierst.“

„Du fragst!“

„Tel est mon plaisir!“

„Martinique!“ sagt Madame Selmine, als das grüne Eiland durch das Wandfenster wahrzunehmen ist, mit Stolz, während Rosette verächtlich die Lippen kräuselt. „O, der Mont Pelée, der alte Vulkan, wie pittoresk er ist. Und die Pitons! Wir lieben das alles, es ist unsre Heimat!“

Man verläßt den Tisch; die Landung in Saint-Pierre steht bald bevor. Die Naturforscher, die hier ausgesetzt werden, neben einer Anzahl Passagieren, unter denen Priester und Nonnen, Arbeiter und Amerikaner sind, wollen des herrlichen Jardin des Plantes halber ihren Aufenthalt nehmen und gehen unter den Bekannten umher, sich zu verabschieden. Man sieht die Häuser der Stadt, hell mit roten Dächern, und massiv gebaut, terrassenförmig übereinander emporsteigen und sich malerisch von dem grünen Hintergrunde abheben. Kirchen dazwischen, Anhöhen mit Palmen, Orangen; Treppen, die in die Straßen emporführen, große Bäche kommen kasadenartig von den Bergwänden herunter und nehmen ihren Weg dem Meere zu.

Der Anker fällt, zahllose Boote gleiten auf die Imperatrix zu, und plötzlich kommt den nordischen Reisenden beinahe die Ueberzeugung, es müsse die Bevölkerung der Insel Martinique gewohnt sein, halb im Wasser zu leben. Solch flotte Schwimmer und Taucher hat man noch nicht angetroffen während der ganzen Fahrt. In winzig kleinen, aus alten Kisten zusammengeschlagenen Booten, zwei viereckige Bretter als Ruder gebrauchend, kommen viele braune Jünglinge und Knaben heran, auf die Sous wartend, die sie vom Meeresgrund holen sollen — es ist ein Leben und Kreischen, ein Plätschern, Niedergleiten und prustendes Emporkommen, ein immerwährendes Bewegen der lichtgrünen Flut durch nackte Menschengestalten.

„Und denken Sie doch, wir haben den Raiman in unsern stillen Gewässern.“ erzählt Selmine, „und Vipern und Schlangen und Skorpione auf der Insel.“

„Soll ich meine Teilnahme dafür äußern?“ fragt Hellmers. „Ganz zu Ihren Befehlen!“

„Der Herr Kapitän lassen die Herrschaften bitten, den Kaffee oben bei ihm trinken zu wollen.“

„Ah, die langversprochene Sache.“ sagt Hellmers.

„Wir kommen freilich. Regina!“

„Ja!“ antwortet sie und wendet sich sofort.

Der Raum, die hübschen Möbel haben etwas Behagliches, die Ausstattung hält die Mitte zwischen den Anforderungen des nordischen Klimas und eines wärmeren. Da ist der Tisch vor dem Sofa, das Büfett, ein Schreibtisch, ein großer Spiegel vor dem Schrank, die verdeckte Waschklosette, das verhängte Bett.

„Man braucht nicht mehr zum Leben. Man sollte nicht mehr haben.“ ruft die Kreolin enthusiastisch.

Baron Hellmers fordert den guten Cognac, Borodowsky sagt nichts, er folgt Reginas Bewegungen. Sie steht mit dem Kapitän vor dem Schreibtisch, und er giebt ihr allerlei in die Hand: den Briefbeschwerer aus Silber, der eine englische Widmung trägt, das Tintenfaß aus Vapissazuli — sie reden nicht viel. Aber er versteht wohl, was das für den andern bedeutet. Ihre Finger haben das umschlossen, ihr Blick hat darauf geruht — es ist geweiht.

„Keine Bilder von Angehörigen?“ fragt sie.

„Nein, Frau Fürstin!“

„Hahaha!“ lacht Hellmers. „Ich kannte einen Kapitän, Gina, der Waidring war's, du weißt ja auch, das war ein solch deutscher sentimentaler Burck, daß er abends den Bildern von Frau und Kindern Küsse gab. Der Steward konnte sich totpuhen. Hab' ich gelacht — wahrhaftig!“

Borodowsky dankt für die Zigarren wie für die Getränke.

Als sie zum Gehen aufbrechen, steht Regina neben Broesen.

„Ich danke Ihnen!“ sagt er.

Sie schüttelt den Kopf. „Wo die Imperatrix auch hinsfährt, ich werde sie verfolgen. Und dann denke ich Sie mir in stillen Stunden hier in diesem behaglichen Nest — das Meer rauscht, die Sterne blitzen —“

Sie bricht ab.

„Und ich —“ ein langer Seufzer, „ich werde daran denken, daß Sie hier standen.“

In aller Frühe bootet man aus für Fort de France; bis zur Mitternachtsstunde bleibt das Schiff liegen. Madame Selmine hat ein großes Gefolge, den neuen Schwiegerjohn, die deutschen Freunde, eine Anzahl Koffer. Sie ist in ungewöhnlicher Aufregung. „Sie wissen, ich bin so lange fort gewesen. Und nun — wie wird man alles finden? Mein ganz, ganz kleines Haus, meinen Garten. O ich bin eine leichtlebige Natur und habe gar nicht daran gedacht unterwegs. Lieber Baron, wie wenig wird Ihnen meine Hütte gefallen. Wirklich nicht mehr wie eine Chaumière, wörtlich zu nehmen. Unsere Ansprüche hier unten sind so ganz andre. Wenn Sie Josephinens Geburtshaus in Les trois Jolies sehen — und eine Kaiserin ging daraus hervor. Sie verstehen!“

„Ja, meine Königin!“

Sie sieht ihn unsicher an.

„Ludwig Franz Nummüller muß mit.“ sagt Hellmers. „Ich habe sonst wirklich keinen Spaß an dem Ausflug — wirklich.“

Und der Väter nicht einverstanden.

Broesen steht auf dem Promenadenbeck und grüßt hinunter, als die Barkassen abstoßen.

Schnell mit ihrem puffenden Geräusch gleiten die kleinen Fahrzeuge der Landungsbrücke zu. Einmal wird das ein andres Abschiednehmen sein, da wird er wissen, sie kehrt nicht mehr zurück — leer wird dann sein Riesenschiff sein — trotz vieler, vieler Menschen. Er gewahrt, wie sie drüben anlegen. Das ist ihre schlante, weiße Gestalt, die sich erhebt, — nun verschwindet sie zwischen den andern.

An Land steht eine Menschenmauer, meistens dunkelfarbige Männer, Frauen und Kinder; sie lungern herum, blicken nach dem großen Fahrzeug, tauschen Bemerkungen, begrüßen die Barkassen mit Händeklatschen und Zurufen in ihrem Gemisch von Französisch und Niggerenglisch; die Frauen haben schmutzige, weiße Anzüge an, die Männer sind weniger belästigt durch feste Gewänder.

Eine Mulattin und ein Neger sind zum Empfang von Madame Selmine am Hafen; die erstere stürzt mit einem Wortschwall auf sie zu, alt und runzelig und zahlos dankt sie den Heiligen, daß sie „Madame et la petite“ wiederfieht. Der Schwarze rollt die Augen, bückt sich nach dem Gewand der Herrin, schlägt gegen seine Brust.

„Belise und César, das ist meine ganze Dienerschaft. Sie wissen, wir leben hier so bescheiden. Die Natur ist uns alles — voila!“ erklärt Madame Selmine mit ihrem Kinderlächeln. Rosette wird von Mr. Croßly geführt.

„New York.“ sagt sie, „wird mich für alles entschädigen. Nicht?“ und er nickt sein „Indeed“, die Umgebung kaum beachtend.

„Ein lustiger Reel, Mr. César!“ sagt Ludwig Franz Nummüller und giebt dem Schwarzen im rot und weiß gestreiften Hemde, das mit den blauen Beinkleidern und

sandalenartigen Schuhen die ganze Ausstaffierung des „Haushofmeisters“, von dem Frau Serafine Selmine früher sprach, bildet, einen derben Schlag auf die Schulter.

„Ja, wie eine Prinzessin in einem Märchen lebt man hier.“ versichert die schöne Frau noch einmal und schlägt dann vor, daß man sich zuerst die Statue der Kaiserin, da rechts auf dem großen Platz, ansieht und dann links den gar nicht zu verfehlenden Weg zum Hotel nimmt. Und von dort wird sie ihre Freunde holen lassen. „Denn einen Augenblick müssen Sie unter mein bescheidenes Dach treten. Sie wissen, am Tage der Ankunft ist man nicht auf Gäste vorbereitet. Sehen Sie überdies die beiden an, über die ich zu verfügen habe. Ihr Diner würde schlecht ausfallen. Wir kommen alle ins Hotel de Paris, das ist sicherer.“

„Ja!“ sagt Nummüller, und giebt César, der sich der Sträuße bemächtigt hat, die man den Damen auf dem Schiff gegeben, einen zweiten Schlag. „Den möcht' ich mitnehmen, scharlachrot anziehen und immer hinter mir her gehen lassen!“

„Eine kapitale Idee!“ sagt Hellmers. „Was noch besser wäre, Sie nähmen auch gleich seine Herrin mit! Eine famose Mrs. Nummüller würde sie abgeben — was?“

Ludwig Franz reißt die Augen weit auf.

„Nee!“ sagt er ganz trocken, „das nicht — nee!“

Hellmers lacht schallend. „Warum denn nicht?“

„Die ist mir zu zierlich — sehen Sie, Riele Meyer, geborene Wiedermann, so alt wie sie schon ist — wenn die wollte! Die hat Hände und Finger, die können was fassen. Da muß einer nicht gleich denken, daß sie zerbrechen, wenn man sie in seine nimmt. Nee, ich bin nicht fürs Zierliche!“

Nummüllers breites Gesicht glänzt.

„Sehen Sie, lieber Baron, Sie haben Verständnis von Sachen und Menschen. Sie fühlen das nach. Nehmen Sie's mir nicht übel, aber die Fürstin Durchlaucht, mit der laun ich mich auch nicht gut stellen. Da is so was drum 'rum — und er, Ihr Schwiegerjohn, der is ja nun hochmütig. Der — aus dem mach' ich mir nicht viel. Er is 'n Fürst, und ich habe Millionen, na, Sie lassen ihn ja nicht knapp, aber ich habe mir mein Geld selber verdient. Und das is 'ne Sache!“

Das Standbild der Kaiserin erhebt sich auf einem großen, freien, sandigen Platz, auf dem französische Soldaten exerzieren. Die Kommandorufe schallen, die Schritte klingen dumpf, die Leute sehen erbt aus. Einige Zuschauer in Zivil, schwarze Kinder, ein paar Soldaten betrachten das militärische Schauspiel.

In der Tracht ihrer Zeit steht die ebenmäßige Gestalt auf dem Postament, freundlich lächelnd, eine Rose in der Hand — unter der Regierung des Entfels, Napoleon III., ist das Denkmal gesetzt.

Man hat nicht viel darüber zu sagen, es ist kein besonderes Kunstwerk und keine zwingende Persönlichkeit. Es ist die Laune des Zufalls, der die Kreolin nach Frankreich brachte und sie als Witwe Beauharnais zur Gattin des Generals Bonaparte gemacht. Nur Franz Ludwig Nummüller legt die breite, ausgearbeitete Hand über die Augen und betrachtet die Züge Josephinens lange. Dann, als man sich schon zum Gehen wendet, fragt er mit seinem spitzen, holsteinischen Tone: „Wer is es denn eigentlich?“

„Eine Verwandte von Madame Selmine!“

„Wohl ein Grabdenkmal?“

„Auch so was derart.“

Er ist zufrieden. „Ganz hübsch — aber in New York machen wir das auch großartiger.“

„Sehen Sie wohl — wenn Sie also Madame Selmine ein Grabdenkmal zu setzen berechtigt werden würden —“

„Nee, Riele — wissen Sie, an die muß ich noch immer denken. Und die is je geworden und war mal beinah dünn. Kinder hat sie auch nicht mit ihrem Schlachter gehabt, sonst hätten die wohl 'rüber kommen mögen! Kinder hab' ich nämlich immer furchtbar gern gehabt und mir manchmal gedacht, wenn so etwas einem um die Kniee krabbelte.“ Er schnippt mit Daumen und Zeigefinger durch die Luft.

Die einheimischen Frauen, die den Fremden begegnen, haben fast sämtlich einen stolzen Gang und ein beinah ernstes Aussehen. Sie tragen die schwarzen Haare zu Schneckeln an den Schläfen zusammengerollt und mit silbernen Knopfnadeln gehalten, und darüber buntleuchtende, turbanartige Tücher. Es ist eine kleid-fame Nationaltracht. Man geht durch ein paar Straßen, die ganz hübsche Bauten aufweisen, das Hotel hat Palmen vor dem Portal und eine weithin leuchtende goldene Inschrift. Regentnaben mit Phantasiefelbree in den französischen Farben lungern in dem Vorgarten herum. In der kleinen kühlen Vorhalle nimmt man auf Bambusstühlen Platz — Regina hat nur den teilnahmlosen Blick für all das hier, was so wenig das Auge reizt, in seiner Wiederholung so gleichgültig wird.

„Ich bin antillenmüde.“ sagt sie dem Vater.

Fürst Borodowsky läßt sich die Zimmer zeigen von dem Direktor des Hotels, und Baron Hellmers unterhält sich mit der Frau, einer ganz weiß gekleideten Pariserin, die sich hier, entfernt von ihrer belle France, nur „halb lebend“ erklärt.

„Wissen Sie, man muß sein Vermögen machen und dann zurückgehen. Eine Kreolin hätte mein Anatole nicht gebrauchen können. O, diese Frauen hier! Sie liegen den ganzen Tag im Schaukelstuhl! Die sind keine Wirtinnen, die nicht.“

Dann taucht Cäsar auf als Führer nach der Villa „Paradies“.

Ein paar Straßen, rechts, links einbiegend, an einer Kirche vorüber, aus der viel Frauen kommen, umschwärmt von einem Haufen Bettler jeden Alters und Geschlechts, von denen man sich erst mit einigen Geldstücken loskaufen kann, dann eine Anhöhe hinauf, und man hat ein Häuschen mit grünen Jalousien und rotem Dach erreicht.

„Voilà!“ sagt Cäsar, die kleine Holztür des Gartens aufstoßend; über den Zaun neigen sich tropische Gewächse in bunter Fülle, wild und üppig. Keine ordnende Hand hat eingegriffen, die Wege sind kaum abgegrenzt, einige Steinvasen stehen, andre liegen, hier ist eine Bank in Trümmer gefallen, dort lehnt ein Tisch gegen einen Baum. Ein großer Kater sitzt auf einem Postament, neben dem ein zerbrochener gipsener Amor liegt, und sieht mit den grünen, bligenden Augen unbeweglich herüber. Vor der Haustür, die offen ist, schwingt sich an einer Kette ein schreiender Arras, und neben ihm steht Madame Selmine, bereits umgekleidet.

„Willkommen! Sie sehen, mein kleines Paradies ist ein wenig verwahrloßt. Aber — das ist Westindien; wir haben keine europäische Kultur und kein amerikanisches Geld, wir Kreolen.“

Sie reicht allen die Hände. In der Halle liegt Rosette in ihrem Schaukelstuhl, und Mr. Crohly bewegt einen Fächer über ihrem Haupt. Ein kleiner Salon und ein Speisezimmer stoßen rechts und links an, gering möbliert, Korbstuhl, ein paar bunte Bilder, einige Tische mit Marmorplatten, die Sprünge zeigen, ein großes und schlechtes Selbstbild der Kreolin, das sie in früher Jugend darstellt, Granatblüten in den schwarzen Haaren und einen Blumenkorb in den Händen.

„Ein französischer Maler — er war sehr in mich verliebt. Er würde gewiß berühmt geworden sein; er starb, seine Mutter schrieb, er habe seine unglückliche Liebe zu mir nicht überwunden. Pauvre homme!“

Sehr wertlose Rippes stehen auf einem Seitentisch, blaue Glasvasen, ein Spiegel hat einen gewaltigen Riß, die Vorhänge an dem einen Fenster sind sehr lange nicht gewaschen, das andre besitzt gar keine.

„Und diese Grausamkeit, die Liebenden unerhört zu lassen, haben Sie sich nicht abgewöhnt?“ fragt der deutsche Baron.

Sie schlägt mit dem Fächer nach ihm. „Sie sind ein unverbesserlicher Spötter!“

Im Wohnzimmer serviert Belise Früchte, Mandelmilch und Orangeade — es ist ein Gemisch von Gläsern, Tassen und Tellern, nicht drei übereinstimmend. Das Prachtstück bildet ein Silberkorb, dem ein Fuß fehlt. Madame Selmine macht auf die Punta aufmerksam, den Riesenfächer über dem Tisch. „Den haben nicht viele. Ein englischer Freund ließ ihn mir machen. Zwei Menschen müssen ihn ziehen — es ist ein wenig umständlich.“

Sie lobt ein heimatisches Getränk, eine Mischung von Fruchtjast, und blinzelt Hellmers an.

„So haben Sie sich mein Heim wohl nicht gedacht?“

„O doch — gerade so!“

„Warum gerade so?“ fragt sie, und es ist ein leises Vibrieren ihrer Nasenflügel sichtbar.

„Weil — ich ein Menschenkenner bin, Madame. O, ein guter. Bedenken Sie, welche Praxis ich hinter mir habe.“

„Sie sind immer so tief sinnig, das ist deutsche Art, und ich bin unglücklich, mein Heim findet keine Gnade vor Ihnen!“

Mademoiselle Rosette lächelt ihrem Verlobten zu. „Mir ist das gleich, ob Ihnen „Le Paradis“ gefällt oder nicht — ich seh's für eine Hölle an, aus der Sie mich befreien werden. Und je schneller, je besser!“

„Indeed!“ sagt er.

Einige Wagen fahren vor; man will einen Ausflug in die Umgegend machen. Es sind fragliche Gespanne, aber es gibt keine besseren, schwört Cäsar. So verteilt man sich. Ehe Fürst Borodowsky es ändern kann, hat Regina dem New Yorker Bäcker den Platz an ihrer Seite angeboten; will er in ihrer Nähe bleiben, so muß er den Sitz neben dem Rutscher nehmen.

Die Verlobten fahren zusammen, und Madame Selmine mit dem Baron. Es geht einem der herrlichen Aussichtspunkte zu, unter der köstlichsten Vegetation hin, einem Grün, das leuchtet, Rot, das glüht, Palmen, die stolz dastehen; aber schwül ist die Luft, kein frischer Hauch, der säckelt, die Sonne brennt heiß, die Lider schmerzen.

Wenn Serafine Selmine ihre Insel lobt, stimmt Hellmers bei, und jedesmal fügt er hinzu: „Und wie wird mir Ihr Bild in dieser leuchtenden Farbenpracht in der Erinnerung bleiben, wenn ich im Schnee und Eis des Nordens bin!“ Und immer juckt es dann um den kleinen, schwellenden Mund und senkt sie die Blicke.

„Das ist aber merkwürdig!“ sagt Amüller, so oft ihm ein Strauch, ein Baum, ein rankendes Gewächs, eine hochstrebende Palme auffallen: „Das ist aber merkwürdig!“

Ein ganz leichter Sprühregen, heiß und fein, trifft die Fahrenden, es ist, als ob in einem Treibhaus eine Sprengung vorgenommen werde. Einem großen, unbedachten Treibhaus gleicht das alles hier mit der feuchten, bellemmenden Wärme.

Mr. Crohly läßt das schöne Mädchen an seiner Seite Zukunftsbilder malen, sie macht ihn mit dem Geschmack bekannt, in welchem sie ihre Villa am Zentralpark, ihr zukünftiges Heim, eingerichtet zu haben wünscht.

„Fine taste, indeed!“ sagt er.

Dann rollt man dem „Hotel de Paris“ wieder zu. Madame Selmine macht die Fürstin auf die turbanartige Kopfbedeckung der vorübergehenden Frauen aufmerksam. „Wir legen sie auch gern an, es schmeichelt so. Und wissen Sie, daß Josephine sie in Frankreich einfuhrte als Frau des ersten Konsuls? Und daß alle Damen den Turban nachahmten? Er war kostbar, und wenn man ihn mit Brillanten schmückte“ — sie fuchelt mit den kleinen Händen in der Luft herum — „Sie müssen mir einmal nachher erlauben, Sie à la Martinique zu coiffieren!“

In dem weißen, sehr nüchternen Speisesaal des Hotels mit den halberblindeten Goldleisten ist die Tafel gedeckt.

„Sie werden an Paris erinnert werden!“ beteuert Monsieur Anatole Gaille.

Baron Hellmers lobt alles, am meisten diese köstliche Insel Martinique, die unvergleichliche Heimat der unvergleichlichen Madame Selmine. Und er stößt mit ihr darauf an, daß sie ihn, den ruhelosen Globetrotter, nicht vergessen wird.

„Ah, monsieur!“ sagt sie, aber sie lacht nicht mehr. Ihr Gesicht ist wie verdunkelt.

„Mich, der sich wahrscheinlich wieder von alten Schlingen einfangen lassen wird. Denken Sie an mich, Madame! Meine erste Frau! On revient toujours. Wir werden alt, wir werden sanft. Ich ahne, daß es auch der Mutter der Fürstin Borodowsky so gehen wird. Und sehen Sie, wenn meine Tochter Regina uns erst zu Großeltern gemacht haben wird, dann ist es doch am Ende notwendig, daß wir der Welt ein Bild von glücklicher Harmonie geben. Kleine Prinzen und Prinzessinnen Borodowsky, gnädige Frau! Ich bitte, stoßen Sie an! — Stas, dein Wahrspruch ist: „Ich warte!“ — Nun wohl, ich warte!“

Madame Selmines Gesichtsfarbe geht ins Grünliche über, sie schlägt ihr Seltglas mit solcher Wucht gegen das des Barons, daß es zerbricht.

„Ah, das ist Glück!“ sagt Hellmers, „was, Amüller?“

Ein kleiner brauner Bursche, ein übers Meer gekommener Savoyarde, steht vor der Thür und singt:

Ma belle, ma brune,
Je t'aime, je t'aime —

und Fürst Borodowsky wirft ihm ein Geldstück zu. „Weiter, mein Junge, weiter!“

„O, diese Männer!“ zischt Madame Selmine zwischen den Zähnen hin.

Der Junge kann nicht viel mehr, er beginnt wieder: „Ma belle, ma brune!“

„Gnugant!“ stöhnt die Kreolin.

„Sehr hübsch!“ sagt der Fürst und sieht nach Regina hinüber. „Je t'aime!“

Monsieur Gaille giebt dem Burschen einen leichten Puff. „Nach Platz!“

Einige herkulische Neger kommen mit großen Gepäckstücken und legen sie vor der Thür ab.

„Was ist denn das?“ fragt Hellmers. „Ich glaube gar, das sind —“

„Ja!“ fällt Borodowsky ein, „ich habe es angeordnet. Ich will hier einige Zeit bleiben.“

„Alteffe sind mit den Zimmern in dem ersten Stock sehr zufrieden, außerordentlich zufrieden!“ sagt Monsieur Gaille mit einer Verbeugung.

„Ja, aber!“ Hellmers hält sich die Seiten, so muß er lachen. „Mein lieber Stas — so so! Verstehe endlich, endlich! Sie sind des ewigen Fahrens müde — hahaha! Also, gut. Mir gefällt das Selbstbestimmungsrecht, das Sie plötzlich entwickeln.“ Und er reicht dem Polen die Hand hinüber.

„Und was mich anbetrifft —“

„O,“ sagt Borodowsky, „darüber erwartet man noch Ihre Befehle. Vor Mitternacht geht die Imperatrix nicht ab.“

„Dann schleunigst! Warum soll man nicht hier einige Tage verbummeln, hier oder wo anders? Aber Sie, Franz Ludwig Amüller, mein neuer Freund,

Sie müssen auch noch bleiben. Schreiben Sie dem guten dicken Gänz drüben, daß man Ihre Koffer schickt.“

„Kann ich ja auch!“ ist die gleichmütige Antwort. „Die Kammerfrau der Fürstin kommt noch mit den letzten Sachen herüber.“ sagt Borodowsky.

Erst hat Regina nicht auf die Bemerkungen der Herren geachtet; neben Madame Selmine stehend, läßt sie sich den Namen eines rot-grün blühenden Strauches nennen, dann begreift sie endlich, und jeder Blutstropfen weicht aus ihrem Gesicht.

„Fürst Borodowsky, Sie sagten da soeben — ich habe wohl nicht recht verstanden —“

„Daß natürlich auch Ihre Kammerfrau herüberkommt, da wir hier bleiben —“

„Sie — bestimmten das, ohne jede Frage, ohne jede Andeutung, ob auch mir —“

„Mit dem mir zustehenden Recht, allerdings.“

Sie wendet den Kopf nach der Richtung zum Meer hin, das von hier nicht sichtbar ist.

„Das — kann ja doch nicht möglich — sein —“ Fast stammelnd kommt es über ihre zitternden Lippen. Und sie hätte beinahe laut hinaus gerufen, was sie denkt, was sie durchjuckt: Die Imperatrix soll fort-fahren und ich hier dem Menschen überliefert sein, der einen Handelsvertrag mit meinem Vater schloß...

„Nicht möglich!“ sagt sie noch einmal, und beide Hände wie abwehrend von sich streckend: „Warum sagten Sie das nicht — drüben?“

Ein leises Lächeln juckt um seine Lippen: „Warum sollt' ich Ihnen und mir den Abschied von dem schönen Schiff schwer machen? Es fiel mir auch erst ganz zuletzt ein, als unsre Baraffen schon in Bewegung waren. Man wird des steten Fahrens müde — und es ist hübsch hier.“

„Wahrhaftig,“ fällt Hellmers ein, „und dazu eine originelle Idee! der arme Fürst. Er hatte sich am Niagara genug Kälte geholt. Daß er's mit einem wärmeren Klima versuchen will, ist ihm am Ende nicht zu verdenken. Hahaha! Ja, mein Kind, auch du mußt lernen, trotz aller Emanzipationsgedanken, daß der Mann das Haupt ist. Kommen Sie, Stas, zeigen Sie mir den Platz, wo ich meine teure Persönlichkeit unterbringen soll, und Ludwig Franz —“

Fürst Borodowsky kommt aber nicht sogleich der Weisung, die wie ein Befehl mit Hellmers scharfer Stimme klingt, nach, er tritt erst zu Regina heran.

„Verzeihen Sie die kleine Gewaltthätigkeit, Fürstin, ich denke, es kommt eine Zeit, wo wir sie beide nicht mehr so tragisch nehmen. Wo ich über meine Eifersucht lache, und Sie —“

Sie reißt die Augen weit auf.

„Eifersucht, sagen Sie! Ah!“ Dann schüttelt sie sich. „Meinen Sie damit —“

„Alle ändern, die Sie sehen, denen Sie die Hand reichen. Regina, ich leide —“

Von oben bis unten mißt sie seine kleine Gestalt, dann dreht sie sich um und sagt zu Madame Selmine: „Ich möchte dort hinauf. Wollen Sie mich begleiten?“

„Hm!“ macht Hellmers, der das Zwiegespräch zwischen dem Fürsten und Regina nicht gehört; er half dem Holsteiner mit der Orthographie aus, als er die Bewegung der Verachtung beobachtet hat, mit der sie sich von ihm gewandt hat. „Ihr kleiner Gewaltstreich gefällt mir besser als Regina.“

„Sehr schön, sehr komfortabel!“ lobt der Wirt im Heraufsteigen, „und wie Seine Altesse angeordnet, die Zimmer der Frau Fürstin ganz mit Grün und Blumen. O, das verstehen wir auch!“

Madame Selmine steht neben Regina unter der hohen Palme auf der Terrasse.

„Wie herrlich!“ sagt sie, auf das Riesenschiff, das weiß und stolz im Hafen liegt, deutend.

Aber sie bekommt keine Antwort.

„Wie Sie mir leid thut!“ beteuert Selmine. Die andre sieht ihr forschend ins Gesicht.

„Ich verstehe alles! Jetzt sind Sie in seinen Griffen. Er giebt Ihnen keine Gnadenfrist mehr, dieser Ogre! Ja, das ist er. Und Ihr Vater —“

Sie stampft mit beiden Füßen auf. „Macht mir den Hof all die Zeit lang und sagt mir hier, auf meinem Grund und Boden: „Madame, j'ai l'honneur! Sie sind mir eine angenehme Episode gewesen. Und nicht einmal Franz Ludwig Amüller hat Lust, in die Bresche zu springen. Wie ich ihn hasse! Und der Fürst! O, ich kenne die Männer, dieser Blid heute! Und Sie, eine weiße, arme Taube.“

All die excentrischen Ausdrücke der kleinen Dame gleiten an Reginas Ohren vorüber, sie sieht immer nur nach dem Schiff, das dort so still liegt und um welches die kleinen Boote schwimmen wie Ruchschalen. Plötzlich faßt sie beide Hände der neben ihr Sitzenden.

„Wollen Sie mir helfen, ehrlich?“

Die Kreolin blidt erstaunt auf.

„Werde ich können?“

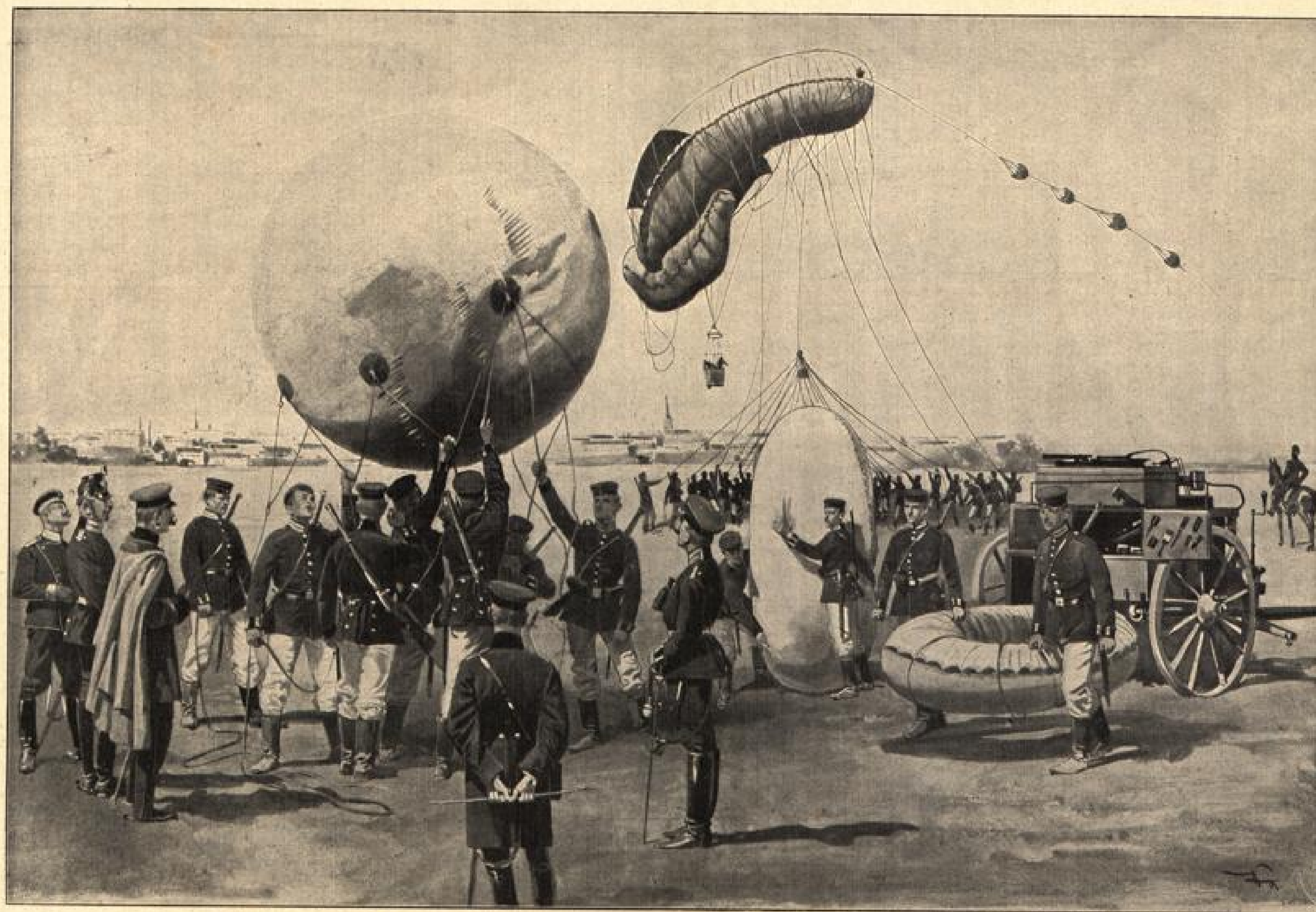
„Hören Sie mich ruhig an!“

Ganz wieder Fassung, Ueberlegung, spricht Regina



Gartengröße. Nach dem Gemälde von A. Seifert.

Photographie-Verlag der Photographischen Union in München.



Übungen der Luftschifferabteilung mit dem Signalballon auf dem Tempelhofer-Felde bei Berlin. Nach einer Skizze von G. Hofang gezeichnet von Ad. Wald.

auf die kleine Frau ein, die immer lebhafter mit dem Kopf nickt, immer feuriger ihre Freundschaft und Bereitwilligkeit betont.

„Diese Männer — wir werden schlauer sein, energischer, o. sie sollen kennen lernen, was es heißt, wenn zwei kluge Frauen miteinander ihnen gegenüber treten. Vraiment! Das will ein Vater sein! Und dieser kleine, unbedeutende Fürst, der seinen Sou in der Tasche hat, der will Ihnen imponieren?“ Sie schnippt mit den Fingern durch die Luft. „Voyons!“ Sie ruft alle Heiligen an und stampft mit den Füßen den Boden.

„Das ist eine heilige Scholle! Denken Sie, von hier fuhr eine kleine Offiziers-Tochter fort und wurde die Beherrscherin einer Welt. O, vertrauen Sie auf mich.“ Und dann lacht sie. Und als Regina sie erstaunt über den Heiterkeitsausbruch ansieht, reißt sie die Handflächen aneinander: „Das ist nämlich lustig, daß ich dabei meine eigne kleine Rache haben werde! Sehr lustig!“

Der Besuch von der Insel überflutet das ganze Schiff; in alle Räume strecken die schwarzäugigen Damen und ihre Begleiter die neugierigen Gesichter, man sucht die Namen der kleinen Glasbilder an den Kabinenthüren zu entziffern und bringt wunderliche Sprach-ungeheuer damit hervor. Man fragt, bewundert, probiert das Klavier, die Sessel, blättert in den Journalen, mustert seine Toilette in den Spiegeln, kolettiert mit den stattlichen Offizieren und dem hübschen Arzt, der auf dem Sofa seiner Kabine liegt und sich durch den Vorhang wie ein Schauspiel betrachten läßt. Sogar eine Kose fliegt ihm plötzlich auf die Brust. Aber er hat keine Lust zu Gegenattacken, er ist melancholisch, der Obersteward hat ihm zugerannt, daß „man“ von drüben nicht wiederkommt.

Broesen tritt, zum Mittagessen angekleidet, aus seiner Kammer. Dort auf der Insel hat er auch Schritte liegen.

Vor mehr als einem Jahrzehnt sprach ihm eine hübsche junge Dame von Martinique Verse von Alfred de Musset:

Mein ist sie, mein ist dieser Bogen,
Mein dieser Lippen lebend Glühn!
Mein dieses Auge, schwarz verhangen
Von seidenen Wimpern, mein die langen
Haarmellen, so ihr Perlmelin!

Seine Lippen verziehen sich — damals und jetzt! Ein Paar neben ihm, ein ganz junges Ding und ein schwarzäugiger Anbeter unterhalten sich darüber, wie schön es sein würde, könnten sie mit diesem Schiff hinausfahren in die Welt... „Nicht wiederkommen, immer bei einander, keinen Menschen kennen, nur für uns da sein —“

Da schnellst sie von seiner Seite:

„Ciel! Mein Vater!“ Und der Jüngling in dem weißen Tennis-Anzuge sucht seiner verlegenen Miene Herr zu werden und wendet sich an den Kapitän: „Pardon, Herr Kommandant, wieviel Pferdekraft hat der Dampfer?“

Ein paar Negerinnen mit weißen Kleidern und feuerroten Busenschleifen lichern vergnügt und stecken die schwarzwolligen Köpfe zusammen: „Sie sind hübsch, diese weißen Männer, die übers Meer kommen!“

Drunten fährt ein Boot ab, mit Koffern beladen. Broesen winkt den Offizier heran, der die Wache an Bord hat.

„Wer geht denn da so spät noch fort?“

„Herr Kapitän, es sind die Koffer des Baron Hellmers —“

„Om — hat denn der die Absicht?“ Er glaubt nicht recht zu hören, da tritt der Obersteward heran, eine Meldung zu machen und einen Brief zu übergeben. Nur eine Karte im Umschlag.

„Wir bleiben vorläufig hier — möglich, daß wir die Imperatrix auf einer andern Station wieder einholen. Gott befohlen einstweilen, mein lieber Kapitän!“

„Nämlich, die Koffer des Fürsten sind schon drüben, und die Kammerfrau fährt eben mit dem letzten Handgepäck nach.“ berichtet der Obersteward weiter. „Und der Deutsch-Amerikaner, Herr Amüller, bleibt auch in Fort de France.“

„So — hm, ja!“

Broesen wischt über sein Gesicht, als müsse er ein Insekt verjagen, das einen Angriff auf ihn unternehmen.

„Es ist gut, Günst!“

Und um ihn herum trippelt und lacht und plaudert es weiter.

Der Steward geht seines Weges; nicht einmal eine Frage hat der Alte gehabt, und sie sind doch alle verwundert genug gewesen über diesen plötzlichen Entschluß, den der Fürst erst im Augenblick des Landens gefaßt zu haben scheint.

Palmen sind da drüben, Bauten, rot- und weiß-schimmernde Häuser, Straßen, Gärten, helles Grün, dunkle Cypressen, Kuppeln von Kirchen — Broesen hat das alles schon gesehen —, aber nun ist etwas dort, nach dem er nicht einmal die Arme ausstrecken darf...

Ein Deutsch-Amerikaner ist eben zurückgekommen und tritt auf ihn zu.

„Nichts los da — Sie sind hier geblieben! Sie wußten das natürlich. Never mind! Na, und die Frau vom ersten Napoleon, 'ne Steinpuppe! Da haben wir andre Monumente in Amerika! Sie haben recht, Kapitän, daß Sie nicht 'rüber sind. All nonsense!“

Er lächelt mechanisch, sagt auch etwas und weiß nicht was.

„Oh, there is my Captain,“ flattert die Tochter des Millionärs auf ihn zu. „Wenn ich gewußt hätte, daß Sie an Bord blieben, hätt' ich Ihnen Gesellschaft geleistet.“

Er dankt mit einer Verbeugung, und sie reicht ihm die Hand.

Und wieder sucht sein Blick das Bild da drüben, und die trennende Wasserfläche, und seine breite Brust hebt sich unter einem gewaltigen Atemzug.

Der Anker wird sich wie sonst vom Grunde heben, die Signale werden erklingen, die Schrauben sich drehen — aber sie trägt die Imperatrix nicht mit fort, sie nicht...

Sein Schritt ist noch einmal so schwer als sonst, und langsam nur geht er die schmale Treppe hinauf. Dann tritt er in die Oeffnung seines Wohnraumes — da stand sie, hier neben ihm, dort lag ihre Hand. Er beißt die Zähne aufeinander.

Als der Gong erklingt, der zum Essen ruft, meldet sich Günst wieder:

„Welche Befehle haben der Herr Kapitän für die Tischgesellschaft?“

„Ja — so!“

Er steht ganz hilflos auf; so, die Arme aufgestemmt, die er jetzt langsam herabnimmt, muß er wohl lange gefessen haben.

Günst schnarrt, nachdem er ein Weilchen gewartet hat, ohne Antwort zu bekommen, eine Reihe von Namen herunter.

„Das sind Prominenzen und dürften auf die Ehre warten.“

„Ja!“

„Also darf ich die hersehen?“

„Ja!“

Günst' breite Figur verschwindet wieder.

Ein Stöhnen kommt aus Broesens Brust, dann sieht er sich um, als sei das ein fremder Ton.

Das zweite Zeichen. Er steht auf. Freilich, so wird es sein, heute und morgen und immer. Man wird zur Zeit essen, schlafen gehen, abfahren und ankommen.

Abfahren, ja, das muß man.

An seinem Tisch wird er von den neuen Nachbarn begrüßt, man spricht von der Ehre, man trinkt bei dieser feierlichen Gelegenheit Champagner. Das ist früher so gewesen, so unzählige Male daselbst. Neben ihm auf dem Tischrand liegt jetzt eine breite, rote Hand — der Besitzer derselben hat in Blondhse gearbeitet. Kostbare Ringe umklammern die Finger und heben ihre schwulstige Häßlichkeit noch mehr hervor.

Vlinks von ihm ein Zeitungsbesitzer, den man Colonel nennt und der ihm sagt: „Wir werden eminent über die Imperatrix schreiben, eminent, Captain, und über Sie erst. Sie sind ein lieber Kerl! Und gleich gegen alle Passagiere. Das ist eine Sache.“

Auch die Stunde geht vorüber, und andre ebenso, er weiß es wohl. Er steigt in das Navigationszimmer und stiert auf die Karten und beißt die Zähne zusammen. Solch große Strecken hat die Imperatrix noch zurückzulegen, ja...

Der dritte Offizier hat eine Meldung, Broesen läßt sie sich zweimal wiederholen und fährt den jungen Mann dann an, daß er zusammenzuckt.

Eine Weile später geht er oben auf und nieder, es beginnt zu dunkeln. Die Sterne kommen hoch; in der Inselstadt blitzen Lichter auf. Man hat ihm das neue Hotel gezeigt.

Palmen niden drüber hin von der Höhe, er macht eine Faust, er löst die Finger. Ist er denn verrückt? Ist er denn noch Friedrich Broesen?

(Schluß folgt.)

Übungen der Luftschifferabteilung mit dem Signalballon.

(Bild S. 81.)

Bekanntlich werden von dem Fesselballon aus Nachrichten auf telegraphischem und telephonischem Wege nach unten gegeben und von da empfangen. Um nun aber weit entfernt stehenden Abteilungen dringende Nachrichten schnell übermitteln zu können, werden jetzt auch vorher verabredete Signale vom Ballon aus durch angehängte kleinere Ballonkörper mitgeteilt. Sehr praktisch haben sich hierbei halbflugelförmige kleine gelbe Seidenballons erwiesen, die als Schwanz vom Winde getrieben weithin sichtbar sind und leicht vom Ballonkorbe aus angehängt und wieder frei gelassen werden können. Ihre wechselnde Zahl vermehrt außerdem die Zeichen, welche

zur Verständigung nach unten gebraucht werden. Weiterhin sind noch ringförmige, cylinderförmige und runde volle Ballonkörper von gelber oder roter Farbe von 1½—2 Meter Durchmesser im Gebrauch, die auch zur Zeichengebung an dem Schwanz des Drachenballons befestigt werden und zwar in wechselnder Reihenfolge. Letztere wird auch oben am Ballon bewirkt und durch sie die Zeichensprache erleichtert. G. P.

Friede.

zu unserer farbigen Kunstbeilage.

Es war gegen Ende des Siebenjährigen Krieges. Das fast erdrückte Preußen erhob wieder mutig das schon verzweifelte Haupt. Rußland bot den Frieden, und der Franzmann drängte nur matt noch von den Rheinmarken her. Wider Oesterreich allein stand jetzt die letzte Entscheidung.

Ein mürrischer Herbst zog über das Schieferland. Tief in den Gebirgen zuckten letzte preußische Streifcorps wie Wetterfahnen. Sie kamen wie der Wind, sie verschwanden wie die Gespenster: Hier wurde ein österreichisches Detachement zersprengt, dort eine Munitionskolonne abgeschnitten, gefangene feindliche Kurieren schlichen mißmutig in des großen Friedrichs Lager. Es war eine Freude fürs Soldatenherz, dies verwegene Streifen! Doch wo die Kaiserlichen ein Fähnlein abfingen, gab's viele Tote und wenig Gefangene, denn Pardon wurde selten gegeben und noch seltener begehrt.

Es war Nacht — eine graue, ahnungs schwere Kriegsnacht mit lastendem Gewölk und trübseligem Wind. In einem abgelegenen Thale der Sudeten schwellte ein rotes Wachtfeuer, dessen auflodernde Flammen immer wieder vorsichtig gedämpft wurden. Eine preußische Husarenkompanie hatte hier abgelauscht. Sie war weit vorgeschoben, mitten in die feindlichen Vorposten. Denn hüben und drüben streiften österreichische Patrouillen, auch im Rücken durchzogen kaiserliche Reiter spähend den Fichtenwald. Da that scharfer Argwohn not. Nichts von der Soldatenlustigkeit in einem Bivak nach scharfem Reiten! Im unsicheren Scheine der Flammen nur mißmutige oder müde Gesichter. Der junge Rittmeister war ein strenger, finsterner Herr. Er schonte weder Mann noch Pferd. Und der Tag heute lag ihnen noch allen in den Gliedern. Wie hatte er sie vom frühen Morgen bis zur sinkenden Nacht bergauf, bergab gejagt, als wenn ihnen der Teufel schon im Nacken säße! Zuletzt hielten's die Tiere nicht mehr aus, und sie hatten in diesem engen Waldthale rasten müssen. Jetzt hockten die Reiter bei Schnapsflasche und Kommissbrot schweigend, andre nickten schon schlaftrunken. Ihre abgetriebenen Pferde standen trumm und mühsam, zuweilen bließ eine Räster die letzte Spreu aus dem längst geleerten Futterfack. Ringsum zogen sich die weichen langen Linien des dunklen Gebirgs in geheimnisvollem Schweigen. Wenn die grauen Herbstwolken den Neumond freilegen, zeichneten sich im Thaleingang die unbeweglichen Silhouetten der Nebelberge und darüber hinaus die verschwimmenden Umrisse eines alten Schlosses auf ferner, dämmriger Höhe.

Dem Feuer zunächst, abseits von den andern, saßen der alte, grauhaarige Wachtmeister und ein junger, fremder Unteroffizier, der erst in der Nacht von den Seydlitzkürassieren herübergeritten war. Es mußte eine sehr wichtige und sehr widerwärtige Meldung sein, die der Fremde überbracht hatte, denn der Rittmeister las sie wieder und wieder, und dann zerknitterte er das Papier in der Faust, während die Lippen zu einem schweren Fluch sich zogen. Er hatte sein müdes Pferd auch sofort wieder satteln lassen und war stumm und in tiefen Gedanken fortgeritten. Inzwischen führte der Wachtmeister das Kommando, denn den einzigen Leutnant hatte ihnen gestern eine österreichische Schützenkompanie vom Gaul gelassen.

Indes schlich eine müde Unterhaltung zwischen den beiden Unteroffizieren.

„Weiß Gott, wie ich durchgekommen bin!“ meinte der Kürassier träge lächelnd — ein hübscher, blonder Riese ohne Nerven. „Denn ich sage Euch, zwischen meinem Pferdeschwanz und dem Pustrohr von dem Kaiserjäger war kein Galoppstreich mehr.“

„Wir haben das Schießen gehört. Der Graf Drewsburg jagt Hirsche, dachte ich,“ antwortete der Wachtmeister gleichgültig. Dann strich er langsam den Schnurrbart, und die scharfen grauen Soldatenaugen glitten prüfend über Lager und Wald. An den Schloßzimmern drüben hingen sie lange.

„Wie heißt das Schloß?“ fragte der andre wieder. „Drewsburg. Es ist ein schönes Schloß und eine reiche Herrschaft.“

„Ihr kennt aber die Gegend genau!“

Der Alte lächelte.

„Ich will's meinen! Den möchte ich noch sehen, der sich hier besser auskennt als wir!“ Erklärend fügte er hinzu: „Unser Rittmeister v. Kalisch ist hier

geboren, und ich habe schon unter seinem seligen Herrn Vater gestanden."

Der Kürassier schaute verwundert.
"So seid Ihr wohl eigentlich Oesterreicher, Herr Wachtmeister?"

Der Alte maß ihn feierlich von Kopf bis zu Fuß.
"Ich bin seit sieben Jahren Wachtmeister in dieser Husarenschwadron. Wo ich vorher war, das kann Euch gleichgültig sein, Kamerad!" Die buschigen Brauen krauselten sich und gaben dem ehrlichen alten Gesicht einen finstertürkischen Ausdruck.

Der Kürassier, der am Bivallfeuer den Frieden liebte, sagte nach einer Weile: "Ich meinte es nicht schlimm. Ich dachte nur, wenn Ihr hier jeden Schleichweg kennt, so könnte Euch das bald von großem Nutzen sein, denn in unserm Regiment ging, als ich abtritt, das Gerücht, Eure Schwadron sei außersehen, einen seltenen Vogel abzufangen, den unser König gar gern im Netz haben möchte — einen kaiserlichen Rat aus Wien oder so etwas, der viel weiß. Den Namen kenne ich nicht, aber in dem Brief wird er schon gestanden haben. Denkt mal, wenn ihr den nun wirklich finget...?"

"Wir machen's lieber kürzer," knurrte der Alte verbissen.

Der andre lachte.
"Na, vielleicht dürft ihr ihn später auch hängen..." Und das Thema wechselnd: "Ihr seid die schneidigste Schwadron in Eurem Regiment, das sagten sie mir schon drüben. Ich merke, bei euch weht ein scharfer Wind. Das liegt wohl daran, daß ihr den jüngsten Rittmeister bei den Husaren habt."

"Der Krieg macht die Sättel leer. Aber jung oder nicht, unsrer weiß, was er will. Er faßt die Schwadron hart an, aber sich schont er gewiß am letzten. Darum haben ihn auch alle gern. Wir haben in den sieben Jahren nicht einen einzigen Deserteur gehabt."

"Er hat aber auch seine guten Seiten," meinte der andre pfiffig. "Er soll ja, so jung und hübsch er ist, kein Frauenzimmer ansehen, aber wenn der Schwadron eine in den Weg läuft, dann brüht er immer ein Auge zu, und je schlimmer eine schreit, je mehr freut er sich." Er zwinkerte begehrlisch. "Bei der Schwadron Kalisch soll's dann manchmal sehr hoch hergehen. Euer Alter — alle Achtung!"

Der Wachtmeister zuckte die Achseln.
"Ihr scheint ihn ja sehr gut zu kennen."

"Ich sage nur, was die andern sagen. Und wenn er euch beim Beutemachen sonst nicht durch die Finger sieht, warum soll er nicht bei den Weibern eine Ausnahme machen?! Vielleicht ist's ihm mit der Liebe früher einmal übel gegangen — und die Untertröde sind ihm für ewig verleidet."

Da schlug der Alte die Säbelscheide zornig gegen den Reiterstiefel, daß es laut klirrte und die Husaren im Schlaf zusammenzuckten.

"Schert Euch um Euch, Selbstschnebel!"
Er stand schwerfällig auf und ging ohne Gruß hinüber zu den Betten.

Dort blieb er lange und blickte unverwandt auf das Schloß.

Als hell dämmerndes Grau über den Walblämmen den nahenden Tag verkündete, lehrte der Rittmeister ins Lager zurück, das Pferd am Zügel. Der Wachtmeister machte ihm seine dienstliche Meldung.

Herr v. Kalisch, ein scharfgeschnittenes, kluges Gesicht mit einem leidenschaftlichen Zuge um den harten Mund, warf einen schnellen Blick auf die schlafenden Reiter und die langsam patrouillierende Lagerwache, dann winkte er dem Alten. Sie traten ins Gebüsch.

Dort sprachen sie leise und angelegentlich miteinander wie ein junger Herr und ein alter Diener.
"Weißt du, Joseph, daß die Gräfin noch auf der Dreusburg ist?"

"Jawohl!"
"Sie wollte nicht fort aus der Gegend wegen ihres Kindes. Sie liebt ja auch das Schloß so sehr..."

"Jawohl!"
"Und weißt du noch etwas, Joseph? Morgen oder besser heute kommt er zu ihr aus Wien, ganz heimlich, wohl, weil ihn die Sehnsucht nicht läßt. Und wir sind vom Teufel ausgesucht, ihn unterwegs abzufangen — ausgerechnet wir! Was sagst du dazu?" Er sprach's mit bitterem Hohn.

"Jawohl!" Der Alte sah zu Boden.
Da straffte sich bei dem Jungen die Bohnader.

"Seid Ihr auf einmal stumm geworden? Mann — Euer Rittmeister fragt — antwortet auf der Stelle!"

Der Alte fuhr zusammen und stand stramm. Langsam sprach er: "Er wird wohl im Wagen kommen und nicht zu Pferde, und wenn der Herr Rittmeister den Wagen sehen, dann sollen der Herr Rittmeister ein wenig abseits reiten. Wenn dann bei der Spitze ein Karabiner losgeht, so war's ein Zufall, und den Führer trifft keine Schuld."

In des Offiziers Augen zuckte ein wildes Leuchten.
"An so etwas habe ich auch schon gedacht. Der Krieg weckt schlimme Gedanken... Aber nein, nein

— niemals! Schlag dir das aus dem Sinn, Alter! Schon dieser ganze Auftrag ist meinem Gefühl schrecklich. — Und dein Zufall hieße in jeder Sprache Mord." Fast weich fuhr er fort: "Sieh mal, Joseph, wir kennen uns beide so gut. Du weißt alles, du bist der einzige gewesen, der mich nicht verließ, als mich alles verließ. Ohne dich lebte ich kaum mehr. Nicht wahr, wenn sie mich hart und rücksichtslos nennen, wenn sie vor mir zittern, wie vor dem Gottseibeins, — du, der du mich von Geburt an kennst, weißt, daß das nur Maske ist, ein großes Herzeleid zu bedecken? Wenn ich mich nicht mit Eis umpanzerte, ich ertrüge das Leben auch heute nicht mehr! Aber in einem Punkte verstehen wir uns doch nie. Du haßt den Mann, der sie mir nahm, und ich hasse die Frau, die mir alles nahm. Du lebst von deinem Haß, ich lebe von meinem. Also lassen wir jeden Gedanken zu Haus. Wir haben unsern Befehl, wir führen ihn aus. Wir fangen einen großen Herrn aus Wien ab, den wir beide nicht kennen, und der uns hoffentlich auch nicht wiedererkennt. Und wir wollen nur beten, daß uns dabei kein Weiberrod geniert; denn, sähe ich sie beisammen, — ich wüßte vielleicht auch nicht, was ich thäte. Also leg dich ruhig noch zwei Stunden schlafen. Ich habe überall rumgehört, die Kaiserlichen sind uns schwerlich auf den Fersen, und Zeit ist genug. Vor Mittag kann der Graf unmöglich die Paghöhe erreichen."

Der Wachtmeister stand stramm und bewegungslos wie ein alter Soldat und nicht wie ein alter Diener.

Der Rittmeister trat ganz nahe zu ihm heran und sagte freundlich: "Gieb mir die Hand!... Wer weiß, ob's nicht zum letzten Male ist. Im Kriege ahnt man ja nie... Aber ich liebe den Krieg — irgend eine Liebe muß man ja doch haben —, ich fürchte nur, es geht bald zum Frieden. Weinst du, daß mit dem Frieden auch uns der Friede kommt?"

Die beiden schieden. Der Wachtmeister zog sich den alten Mantel fester um die Schultern und warf sich neben seinem Braunen ins laue Gras, die Nachtruhe nachzuholen. Herr v. Kalisch setzte sich ans Lagerfeuer und starrte auf den verglimmenden Holzbrand. Er spürte keine Müdigkeit, seine Nerven waren überreizt und sein Sinn krankhaft hellhörig heute. Seine einsamen Stunden füllten immer dieselben Bilder. Er sah seinen Vater vor sich, der als österreichischer Oberst gestorben. Gar nicht weit von hier lag er begraben auf einem kleinen Gut, in einem kleinen Erbbegräbnis. Die Kalisch waren nie mit Glücksgütern gesegnet gewesen. Und sich selbst sah der junge Offizier als thörichten Knaben, als hoffnungsfrohen Jüngling, hier in dieser Gegend, auf diesem Platz, wo seine schlesische Heimat war, wo er jeden Fleck kannte. Das Leben lag so lagend vor ihm damals; wohl am meisten darum, weil ihm ein weicher Mädchenmund gar verheißend entgegenlächelte. Es ging alles hübsch leicht. Sie war die arme Countesse v. Dreusburg und er der arme Leutnant von Kalisch bei einem billigen österreichischen Kavallerieregiment ganz in der Nähe. Sie liebten sich von Herzen. Der Krieg, die Ehren waren vor der Thüre — warum sollte nicht ein Priester die jungen, hübschen Menschen zusammengeben, wo niemand etwas dagegen hatte, der alte Graf Dreusburg zulezt, dem kaum noch eine Zinne auf seinem Schloß gehörte? Und wie liebte ihn die reizende Braut, wie hatte sie ihm hundertmal glücklich zugestimmt, daß ihr Herz ihm ganz, ihm ganz allein gehöre!

Schon lag der Brandgeruch des Siebenjährigen Krieges in der Luft, die Kaiserlichen träumten von einem großen Sieg über den kleinen Friedrich von Brandenburg... Da — es war nur Zufall — kam ein Vetter aus Wien, auch ein Dreusburg, auf das Schloß des alten Grafen. Er war nicht mehr jung, aber er war in großer Stellung — und so reich!... Und dann... dann... Hier verschwammen immer des jungen Offiziers Erinnerungen. Es gab Mädchenstränen, die er nicht zu deuten wußte, und leidenschaftliche Ausbrüche eines heißen Gefühls und Verstimmung, Vorwürfe, zuletzt Spannung, Kälte. Endlich ein Brief, vor dem er stundenlang versteinert saß. Die alte Geschichte: Unter vielen Bezeugungen die elende Wahrheit, daß die Geliebte es vortzog, reich statt arm zu sein. Welche Rolle der Druck der Eltern, der falsche Glanz einer großen Stellung spielte, er wußte es nicht, er wollte es auch nicht wissen. Er wäre an seinem betrogenen Gefühl zu Grunde gegangen, wenn ihm der letzte Passus des Briefes: "Deine treue Freundin will ich bis zum letzten Atemzuge bleiben", nicht den Ekel über solche Jämmerlichkeit und den Haß gegen solch frommes Lügen eingegeben hätte und damit zugleich die Kraft zum Vorsehen. Er that, was er seinem Gefühl nach thun mußte, er warf den Kaiserlichen sein Portepée vor die Füße und ritt hinüber zu den Preußen. Viel später erst wurde ihm die Größe dieses Abfalls klar, wo er mit der Frau auch zugleich das Vaterland haßte und aufgab, aber er sagte nur finster: "Thut nichts. Was

ich bin, das bin ich wenigstens ganz!" Und in diese freiwillige Verbannung war ihm der alte Diener seines Hauses ohne Wimpernzucken und ohne Skrupel gefolgt.

Jetzt, nach genau sieben Jahren fanden sich die beiden in der alten Heimat wieder. Unter finsternen Gedanken verging beiden die schlaflose Nacht.

Erst am späten Morgen sattelte die Schwadron. Auf gedeckten Walddpfaden klangen die Pferde zur Ramphöhe. Eine gelbe, dunstige Herbstsonne stieg über die Berge, durch die Fichtenstämme ging ein müdes Säuseln. Herr v. Kalisch ritt stumm und finster. So oft er das Auge hob, grüßte die Dreusburg mit ihren grauen Türmen durchs Grüne... Wenn der andre nicht gewesen wäre, wenn diese sieben Jahre nur ein böser Traum, oder wenn er selbst da oben auf dem Schlosse säße mit ihr! Und mit den Gedanken an die heißgeliebte Frau kam auch der Haß gegen den Räuber seines Glücks. Er scheuchte den bösen Wunsch. Was konnte der andre dafür? Nichts! Sie allein war schuldig, nahm ihm den Frieden. Der alte Wachtmeister ritt hinten bei dem Großen der Reiter, aber wenn Herr v. Kalisch zurückblickte, deutete ihm, die alten Soldatenaugen dort leuchteten in unbeirrtem Haß. Auf dem Berge ordneten sich die Husaren im Versteck rechts und links von der weißen Landstraße, die sich aus Böhmen mühsam emporwand. Sie mußten lange harren. Mittag war schon vorüber, als endlich Staubwolken weit unten die nahende Beute verkündeten. Die Husaren schauten mit Adleraugen. Erst kamen zwei Dragoner, ahnungslos, die Säbel in der Scheide. Von fern schon klang ihr lustiges Lachen. Der Rittmeister kniff die Lippen — es war sein altes Regiment. Sie ritten vorüber. Jetzt kam der Wagen, ein schwerer gedeckter Reisewagen, rechts und links trabten Bedeckungsmannschaften, auch Dragoner, die blanke Wasse wie zur Parade gezogen. Der Rittmeister in seinem Versteck hob den Säbel, das Zeichen zum Angriff. Aus dem Dickicht brachen wie die Wölfe seine Reiter, ihm selbst strauchelte im Sprunge das Pferd.

"Ergebt euch!"
Einem Moment stukten die Kaiserlichen — der Wagen hielt jäh — dann nahmen sie entschlossen den ungleichen Kampf auf.

Als der Rittmeister seinen Rappen wieder hoch hatte, blickten hinten auf der Landstraße durch wirbelnden Staub Reiterhelme und geschwungene Säbel. Es war der Rest der feindlichen Schwadron, der im Galopp zu Hilfe kam.

"Faßt den Wagen! Hierher!" rief er mit schmei-ternder Stimme, die Gefahr sofort erkennend.

Doch nicht alle vernahmen im Waffenlärm sein Kommando; um den Wagen hatte sich ein Reiterknäuel verwirrt. Der Rittmeister raffte zusammen, was noch frei war. Noch war kaum die Hälfte eingeschwenkt, da stob gegen sie der österreichische Choc. Er fand einen mutigen Gegner. Während noch Pferd gegen Pferd und Mann gegen Mann in wüstem Durcheinander rangen, schrillte eine verzweifelte Frauenstimme durchs Gewühl.

"Um Jesu willen, Joseph, um Jesu willen töte ihn nicht! Zu Hilfe, zu Hilfe!"

Herr v. Kalisch zuckte wie von einer Ratter gestochen zusammen. Es war ihre Stimme, — und er vermochte nicht zu widerstehen. Mit einem wilden Fluch hieb er den Dragoner, der ihn bedrängte, vom Sattel, dann wandte er den Rappen und sprang zurück zu dem Wagen. Dort kniete zwischen toten und verwundeten Reitern sein alter Wachtmeister auf einem älteren Herrn in Zivil, der ohnmächtig dalag. Er hatte ihm die Pistole an die Schläfe gesetzt, und eine schwarzgekleidete Frau versuchte sie ihm vergebens zu entreißen.

"Töte ihn nicht, töte ihn nicht!" rief sie noch einmal. Da fuhr die Hand, die die Pistole hielt, von einem schweren Hieb getroffen, jäh zur Seite.

"Führst du so meine Befehle aus?" Raun hatte der Rittmeister es gerufen, da fuhr er sich nach der Stirn, wankte und fiel aus den Bügeln.

Als er nach schwerer Ohnmacht erwachte, lag er im Strahengraben; sein Haupt ruhte in einem Frauen-schoß. In ehrerbietiger Entfernung stand, was von seiner Schwadron noch geblieben.

"Haben wir gesiegt?" fragte der Todwunde.

"Ja, ihr habt gesiegt, und wir sind in euren Händen." Es war ein blaßes, schönes Gesicht, das sich über ihn neigte. "Erkenntst du mich nicht mehr, Hans?" flüsterte die Frau.

"Ja."

"Kannst du mir vergeben?"

"Wozu die Komödie, wenn's zum Sterben geht?"

Sie neigte sich tiefer auf die blutüberströmte Stirn. "Höre mich dennoch, Hans! Ich habe dich immer geliebt und liebe dich noch, dich allein. Die sieben Jahre waren sieben Jahre der Qual, und was ich damals that, begreife ich heute nicht mehr... Ich liebe den andern ganz gewiß nicht, aber ich hab's nun einmal gethan, und — er ist ja der Vater meiner

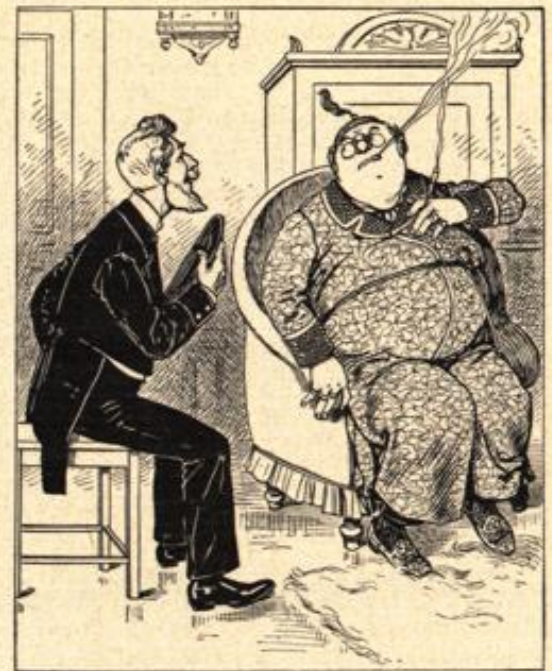
Ueberlistet. Originalzeichnungen mit Text von Edwin Heine.



„O Eduard — ich habe so viel Angst, mein Papa könnte ‚Nein!‘ sagen.“
 „Ach was, Anna — ich risiere es — paß auf, ich schlage abendrein noch eine tüchtige Mitgift heraus.“



Freier: „... Ich glaube auch einige Eigenschaften zu besitzen, um eine Frau mit nicht allzu großen Ansprüchen glücklich machen zu können.“



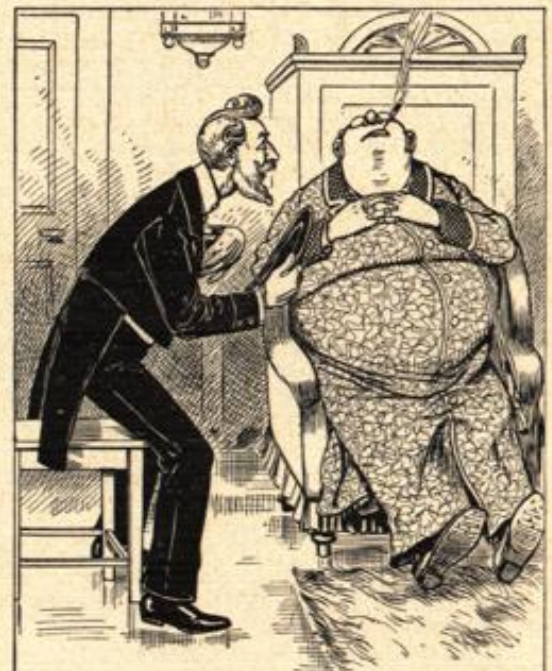
Schwiegervater in spe (von oben herab): „Nun ja — aber meine Anna ist, wie man so sagt — auch nicht auf der Brennsuppe dahergeschwommen ...“



Freier: „... Und was mein Einkommen betrifft, bin ich nicht direkt auf eine Mitgift angewiesen ...“



Schwiegervater in spe (pikiert): „Soo — a! Sehr großmütig! Aber glauben Sie vielleicht, ich lasse meine Tochter wie eine Landstreicherin davonlaufen!?“



Freier: „O — Herr Brohmeier — das glaube ich natürlich nicht! Ich wollte das nur erwähnen, um Ihnen zu beweisen, daß ich Anna nur aus Liebe heiraten würde — übrigens mein Privatvermögen ...“



Schwiegervater in spe (sich mühsam zurückhaltend): „So thun Sie sich nur nicht so aufmandeln mit Ihrem Privatvermögen; ich gebe — bitte, keine Widerrede — meiner Tochter fürs erste 50 000 Mark mit!“



Freier: „Ah — das macht mit meinen 60 000 die ...“
 Schwiegervater in spe (wütend): „Was — 60 000? Glauben Sie vielleicht, ich lasse mich von Ihnen heruntersehen? Jetzt bekommt Anna sofort 100 000 Mark mit!“



Schwiegervater in spe (seiner Tochter hereinrufend): „So, in sechs Wochen wird geheiratet — ich will doch sehen, wer's dem Brohmeier runterthut. Also bei den 100 000 Mark bleibt's — oder —!“



Ueber das Wehr. Nach dem Gemälde von J. F. Guelberg.

Photographie-Verlag des Photographischen Vereins in München.

Kinder... Ich entschuldige mich nicht. Ich war thöricht und büße schwer, in diesem Augenblick am schwersten... Sag doch: Ich vergeb! Du hast bald den... Frieden, gib ihn mir auch... Wie gern wäre ich an deiner Statt."

"Ja, den Frieden," murmelte er mit entschwindenden Sinnen und drückte vergebend die schlante, bebende Frauenhand.

Der preussische Rittmeister v. Kalisch wurde auf Schloß Drensburg aufgebahrt und begraben. Wo er das Glück gesucht, fand er den Tod — und auch den Frieden. Die Gräfin lebte noch lange. Sie hat nie mehr gelächelt. Der alte Wachtmeister war noch einmal an der Bahre im Schloß. Da kniete er lange allein. Dann ging er und ist verschollen.

Wenige Monate später ward auch Deutschland der Friede.

D. K. zur Megele.

Von der Gotthardbahn.

(Wid 6. 17.)

Die Gotthardbahn, eine der großartigsten Bauten aller Zeiten, bestimmt, die Länder im Norden und Nordwesten der Schweiz mit Südeuropa und dem Morgenland auf kürzestem Wege zu verbinden, bietet in ihrem kühnen Felsenweg ganz eigenartige Aussicht auf ihre Steigungen. Die Strecke Altdorf-Göschenen führt über eine hochinteressante "Schleife" nach Wassen, dem kleinen Urner Bergdorf; tief unten liegen da die Zickzackwindungen der dem Berg abgezwungenen Bahnstraße, in einer Sicht sich zeigend, immer höher strebend.

Unser Bild führt, in trefflicher Wiedergabe, hin zu jenen kühnen Viadukten, den Weisern nach dem Lande, „wo im dunkeln Laub die Goldorangen glühn“.

Heber das Wehr.

(Wid 6. 85.)

Die Freude und Beteiligung am Wassersport, am Rudern und Segeln, hat in neuerer Zeit ganz erheblich zugenommen. Das Rudern hat zwar nach wie vor seinen Hauptsitz in England, aber auch bei uns ist es seit der Gründung des Deutschen Ruderverbandes im Jahre 1882 zu einem Aufschwunge gekommen, der stetig andauert. Überall sieht man die schlanken Boote blitzschnell über den Wasserspiegel dahingleiten; immer mehr nimmt die Zahl der Vereine zu, die diesen Sport üben und häufig auch in Regatten ihre Kunstfertigkeit öffentlich zeigen und miteinander wetteifern. Das hübsche Gemälde von J. F. Guedry verleiht uns an einen Tummelplatz dieses gesunden und fröhlichen Sportes. Quer durch den zwischen bewaldeten Ufern dahinströmenden Fluß zieht sich hier ein Wehr, und es macht den Rudernern nun ein besonderes Vergnügen, ihre leichten Fahrzeuge mit mächtigem Schwung darüber hinauszuwerfen. Auch die Damen, die sich sehr gern am Rudersport beteiligen, finden es gar zu hübsch, den Gisch zu durchschneiden, den die über das Wehr brausenden Wassermassen erzeugen.

Zur Körperpflege Kranker im Hause.

Von

Dr. Paul Jacobsohn,

Arzt in Berlin.

Gerade bei der körperlichen Pflege Kranker ist es besonders nötig, denjenigen Aufgaben der Krankenpflege überhaupt gerecht zu werden, welche darin bestehen, den Kranken ihre Leiden möglichst zu erleichtern und es ihnen so bequem und behaglich zu machen, wie es nur eben der Krankheitszustand gestattet. Aus diesem Gesichtspunkte bemüht man sich, die Umgebung des Kranken, das Krankenzimmer und Krankenbett, selbst in bescheidenen äußeren Verhältnissen, stets so zu gestalten und herzurichten, daß dem Kranken durch deren Ordnung und Beschaffenheit ein möglichstes Maß an Annehmlichkeit geboten wird, und man ist darauf bedacht, alles heranzuschaffen, was den Kranken erfreuen und aufrichten kann. Aber es genügt nicht, die Umgebung Kranker behaglich und zweckmäßig zu gestalten, sondern ebenso wichtig, vielleicht noch wichtiger erscheint es, dem Kranken Körper selbst und unmittelbar eine liebevolle, eingehende Fürsorge zuzuwenden. Durch sachkundige, geschickte und aufmerksame Verrichtung der vielen kleinen persönlichen Hilfeleistungen, wie sie bei der Krankenpflege erforderlich werden, kann dem Kranken sein Zustand ganz wesentlich erleichtert werden, und die mit der Pflege betrauten Angehörigen können durch die hierauf gerichtete Sorgfalt erheblich zu einem schnelleren und günstigen Verlaufe der Erkrankung beitragen. Eine besonders sorgfältige körperliche Fürsorge ist vor allem vonnöten für die eigentlichen Schwerkranken, die dauernd ans Bett gefesselt werden und häufig durch ihre Erkrankung, durch starken, erschöpfenden Kräfteverbrauch oder erhebliche Abmagerung besonders schwach und unbehilflich geworden sind. Sie sind

in weit größerem Maße auf die stete Unterstützung und Hilfeleistung durch andre angewiesen, als Leichtkranke, die den Tag oder doch einen Teil desselben außer Bett zubringen und sich bei Ausführung der täglichen Lebensverrichtungen schon selbst besser helfen können.

Es genügt keineswegs, daß das Krankenbett, in dem ein Schwerkranker liegt, was äußere Gestalt und innere Ausstattung anlangt, den nötigen Anforderungen an Zweckmäßigkeit und Bequemlichkeit entspricht, sondern es ist auch unbedingt nötig, daß für eine geeignete Lagerung des im Bette liegenden Kranken Körpers dauernd durch persönliche Hilfeleistung gesorgt wird. Ein längere Zeit bettlägeriger Kranker ist außerordentlich empfindlich, und viele kleine Unbequemlichkeiten, die der Gesunde leicht erträgt oder schnell abstellen kann, können ihm zur Qual und Vermehrung seiner Leiden werden. Hierher gehört eine unbequeme Körperlage, selbst im ausgezeichnetsten Krankenbette. Der Kranke der seine Lage nicht, wie der Gesunde, oftmals nach Bedürfnis selbstständig verändern und wechseln kann, weil er dazu zu schwach ist, kann sich nur über Schmerzen und Unbequemlichkeiten beklagen und bitten, daß man ihm zu Hilfe komme. Man muß daher suchen, dem Kranken seine Wünsche gleichsam vom Gesicht zu lesen und ihnen zuvorzukommen, noch ehe er sie ausgesprochen hat. Oft braucht es gar nicht dahin zu kommen, daß der Kranke sich darüber beklagt, daß er sich den Rücken steif liege, daß er irgendwo Schmerzen empfinde, daß ihm zu heiß werde, daß ihm der Arm einschlafe etc. Da heißt es bald hier, bald dort ihm die Kissen zurechtrücken, einen Körperteil höher oder tiefer lagern, hier ein kleines Kissen, dort eine weiche Rolle zur Unterstützung unterlegen und in geschickter Weise durch alle diese kleinen, aber wichtigen Liebesdienste ihm seinen Zustand erträglicher zu machen. Klagt der Kranke darüber, daß ihm der Rücken schmerze und zu heiß werde, so empfiehlt es sich, ihm eine kurze Zeit auf die Seite zu lagern, auf der er am schmerzlosesten und bequemsten liegen kann; durch die Entlastung des Rückens fühlt er sogleich Erleichterung, und das Hitzegefühl verschwindet; auch Abwaschen des Rückens mit lauem Wasser und folgendem Trocknen pflegt sehr zu erfrischen. Bei Klagen über heißen Kopf hilft gewöhnlich Unterlegen eines kleinen, kühlenden, mit Koffhaar gefüllten, weichen Wolldeckens unter Nacken oder Schläfe. Alle Schwerkranken, fast ohne Ausnahme, nehmen von selbst zumeist die Rückenlage im Bette ein, aber gewöhnlich haben sie das Bedürfnis, mit dem Kopfe etwas höher zu liegen als mit dem übrigen Körper; hierbei sprechen natürlich individuelle Gewöhnung und Art der vorliegenden Erkrankung mit. Besonders Herz- und Lungenkranke haben häufig das Bedürfnis nach Erhöhung des Oberkörpers und Kopfes. Danach richtet sich dann auch die Zahl der nötigen Kopfkissen, deren häufiges Aufschütteln und Glattstreichen dem Kranken recht wohl tut. Hat der Kranke zwei Kopfkissen, so schüttelt man das untere Kissen nach oben, dem Kopfe zu, das obere Kissen aber nach unten, nach dem Kreuze zu, auf, da dieser kleine Kunstgriff eine viel bequemere Lage für den Kranken erzeugt, als wenn beide Kissen nach oben aufgeschüttelt werden. In ähnlicher Weise lassen sich Schmerzen an Armen und Beinen oft durch geschicktes Unterlegen eines kleinen Kissens, einer kleinen Rolle vermindern. Derartige einfache Lagerungsmittel kann man sich selbst leicht herstellen, indem man sich aus Stücken sauberer, alter Leinwand von gewünschter Größe sad- oder armleuchtartige Umhüllungen zusammennäht und sie mit Watte, Seegras, Haferstreu, Koffhaar ausstopft und füllt. Solche kleinen Polster unter Schulter, Ellbogen oder Knie wirken manchmal für die Bequemlichkeit des Kranken Wunder. Sehr schwache Kranke neigen oft dazu, im Bette nach dem Fußende zu hinabzugleiten, und geraten dann in eine recht unglückliche Lage mit tiefliegendem Kopf und gebeugten Knien; auch ziehen sie das leinene Bettuch mit abwärts, das durch Bildung zahlreicher Falten die Lage noch unbehaglicher macht. Das Hinabgleiten läßt sich oft durch Einlegen einer „Fußstütze“, eines kleinen abgekehrten Holzkloßes, oder einer Fußrolle aus Koffhaar oder Pflanzendämmen mit Drellbezug am Fußende des Bettes vermeiden. Der einmal dennoch herabgeglittene Kranke muß natürlich sofort wieder in bequeme Lage gebracht werden. Ihn vom Kopfende des Bettes her unter den Achseln zu ergreifen und emporzuziehen, ist für ihn zu anstrengend und unzweckmäßig; man trete vielmehr seitwärts heran, schiebe vorsichtig die Hände je unter Rücken und Oberschenkel und hebe den Körper behutsam hinauf, wobei man gleich die Leintuchfalten glattstreicht. Das Laten muß überhaupt von Zeit zu Zeit von den vier Seiten her glattgezogen werden; empfehlenswert ist auch das Aufwickeln der Latenenden am Kopf- und Fußteil auf zwei schmale Bretter, die zwischen Bettposten und Matratze hineingesteckt werden. Aber nicht nur das Bettlaken muß stets faltenlos (und krümellos!) gehalten werden, sondern

auch das der Körperoberfläche unmittelbar anliegende Hemd.

Die Krankenkleidung soll weder zu warm noch zu kalt, sie muß bequem, sauber und rein sein. Das sind die Hauptforderungen. Für die bettlägerigen Kranken bildet schon die innere Ausstattung des Krankenbettes einen wesentlichen Teil der Bekleidung: das leinene Bettlaken, das mit Leinenbezug versehene Kopfkissen und die gleichfalls mit Leinenstoff überzogene Oberdecke. Das wichtigste Kleidungsstück des Bettkranken ist das Hemd, meist gleichfalls aus Leinengewebe, bisweilen aber auch aus Baumwollstoff gewählt. Leinengewebe hat den Vorzug, daß es sich gegenüber der häufigen mechanischen und chemischen Reinigung, insbesondere mit Desinfektionsmitteln, haltbarer erweist und durch die bei seiner Berührung erzeugte kühlende, geschmeidige Empfindung angenehm auf den Kranken wirkt. Die Form der Krankenhemden sei für beide Geschlechter die gleiche: ein bequemes, mantelartiges Kleidungsstück mit Brustschlitzen und Ärmeln. Am Halse weit ausgeschnittene und ganz oder teilweise ärmellose Frauenhemden disponieren ihre Trägerinnen zu Erkältungen; jedenfalls bedürfen sie der Ergänzung durch eine Nachjacke. Das Wechseln des Hemdes muß möglichst geschickt und schonend ausgeführt werden. Da viele Kranke schon bei der geringsten Bewegung und Lageveränderung erhebliche Schmerzen bekommen und ihre Unbehilflichkeit und leichte Erschöpfbarkeit oft sehr groß ist, so ist dieser häufig notwendig werdende Akt sowohl dem Kranken als dem Pflegenden möglichst zu erleichtern. Am zweckmäßigsten verfährt man so, daß der Rücken des Kranken ein wenig angehoben, dann die Hinterfläche des auszugehenden Kleidungsstückes (Hemd, Nachjacke) mit der einen Hand behutsam bis zum Nacken emporgerafft und, während die Arme des Kranken mit der andern Hand (eventuell unter Beihilfe einer zweiten Person) in die Höhe gehoben werden, über den Kopf des Kranken nach vorn gestreift wird; sodann werden die Ärmel des Kleidungsstückes, während man die Arme des Kranken langsam herunterlegt, schonend und vorsichtig über seine Handgelenke gestreift. Das Anziehen des frischen Wäschestücks erfolgt dann in umgekehrter Weise. Bei schmerzhaften Erkrankungen eines Armes oder einer bestimmten Körperseite wird der Ärmel der kranken Seite zuerst an beziehungsweise zuletzt ausgezogen, um dem Kranken schmerzhafteste Bewegungen und Zerrungen möglichst zu ersparen. Bei Armverbänden ist es oft nützlich, sich eines Hemdes mit aufgeschlitzten und mit Bindebändern versehenen Ärmeln zu bedienen; ebenso sind bei Schwerkranken, die sich nicht aufheben dürfen, bisweilen in der Mittellinie hinten geschlitzte Hemden, die schürzenartig vorgebunden werden können, angebracht. An der Rückensfläche der Krankenhemden dürfen weder Nähte noch Knöpfe vorhanden sein, die den Kranken durch Druck belästigen würden. Erwähnt sei, daß auch an der Oberkleidung der Pflegenden Knöpfe, Nadeln, Brocken und so weiter den Kranken bei der Hilfeleistung belästigen können. Krankenhemden sollen lang genug sein, das heißt bis zur Mitte des Unterschenkels reichen; die Farbe sei, wie bei den Bettbezügen, stets eine rein weiße, da gemusterte und farbige Stoffe den Kranken erregen und Fieberphantasien veranlassen können. Personen, die in gesunden Tagen ein Halstuch tragen, dürfen es auch im Bette behalten; das Anbehalten von sonstigen Unterleidern, zum Beispiel Strümpfen und so weiter, ist dagegen ganz zu verwerfen, da überflüssige Kleidungsstücke den Körper zu sehr erhitzen und die Hautausdünstung hemmen; daher ist das Bedecken des Kranken mit wollenen Tüchern schädlich. Nachtmützen und Nachthauben können älteren daran gewöhnten Personen mit gelichtetem Haar gestattet werden, nötig sind sie aber nicht.

Die Kleidung außer Bett befindlicher Kranker sei im allgemeinen etwas wärmer als in gesunden Tagen; das gilt besonders auch für die leicht anfälligen Konvaleszenten. Mißgriffe bei der Zimmerlüftung und Heizung vermeide man. Auch die Unterbekleidung sei warm, alles Einschnürende und Beengende falle fort, man sorge für bequemes, warmes Schuhwerk, den Kraken ersehe ein Cachenez. Beim ersten Aufstehen Genesender breite man eine Wolldecke auf den Boden und ziehe dem Kranken warme, trockene, wollene Strümpfe an, ehe er den Boden berührt. Ein bequemer Lehnstuhl am Fenster sei nicht vergessen.

Von höchster Bedeutung ist für Kranke die körperliche Reinlichkeitspflege. Die peinliche, sorgsame Sauberkeit, die überhaupt in einem Krankenzimmer stets herrschen soll, muß sich naturgemäß auch auf den Körper des Kranken selbst erstrecken. Glücklicherweise sind die sonderbaren Vorurteile, daß man Kranke nicht gehörig waschen, baden und mit frischer Wäsche versehen dürfe, mehr und mehr im Schwinden. Eingehende Sorge für Reinhaltung des Kranken kann die ärztlichen Ziele der Krankenbehandlung wesentlich unterstützen. Mangel an Reinlichkeit aber läßt den Kranken verkümmern und kann leicht eine ungünstige

Wendung der Erkrankung veranlassen. Schon das Wohlbehagen, die Erquickung, die ein sauber gehaltener Kranter empfindet, wirkt genesungsfördernd, und wie anders ist der Eindruck eines Krankenzimmers, in dem schöne Ordnung herrscht und Krankenbett und Kranter vor Sauberkeit blühen, als eines solchen, wo alles an unrechter Stelle liegt, die Bettbezüge mangelhaft sauber und der Kranter selbst nachlässig gepflegt erscheinen! Meist genügt es, das Krankenbett zweimal wöchentlich zu wechseln; oft jedoch ist dies öfter erforderlich, stets aber, sobald es durchnäht oder verunreinigt worden ist. Die reinen Wäschestücke müssen trocken und vorher angewärmt sein, ebenso ist die oft feuchte Haut des Kranken vorher trocken zu reiben. Man verfähre beim Wäschewechsel kunstgerecht und vermeide die Entblößung größerer Hautpartien. Die Hautpflege erfordert bei bettlägerigen Kranken besondere Sorgfalt. Auch Schwerkranken müssen jeden Morgen „Toilette machen“ oder, vielleicht oft richtiger, „man muß sie ihnen machen. Nach Ausspülung des Mundes und Zuführung der ersten Morgenmahlzeit giebt man Kranken, die sich kurz aufsetzen dürfen, nachdem man sie im Rücken durch Kissen, eventuell durch ein verstellbares Kissen unterstütt, Waschlappen, warmes Wasser, Seife und so weiter ins Bett, damit sie sich selbst Gesicht und Hände waschen können. Sind die Kranken hierzu zu schwach, so reinigt man jeden Morgen behutsam, aber sorgfältig Gesicht und Hände des Kranken mit einem weichen Schwamm und warmem Wasser, wobei auch Augen und Ohren berücksichtigt werden. Wichtig ist auch die Reinhaltung der Fingernägel mit Nagelbürste, Nagelreiniger, Nagelfeile und Nagelschere; die Nägel sind kurz zu halten. Schlafen und Sitzen dürfen mit etwas Eau de Cologne oder Franzbranntwein eingerieben werden, im allgemeinen aber sei man mit der Verwendung von Parfüms im Krankenzimmer zurückhaltend, da sie die Nerven erregen und die Luft verschlechtern. Haupthaar und Bart müssen täglich geordnet und gut durchgekämmt werden; besonders wichtig ist die Pflege des langen Frauenhaares, das sich leicht verwirren kann. Um einem späteren schmerzhaften Entwirren, eventuell sogar Abschneiden desselben vorzubeugen, muß man gleich vom ersten Tage der Erkrankung an das Haar täglich ordnen; am besten teilt man es in der Mitte und legt es in zwei Flechten zu Seiten des Kopfes auf die Brust herunter. Bei männlichen Kranken halte man den Bart kurz; man erleichtert dadurch die Reinhaltung und vermeidet den leidenden Ausdruck des ohnehin schon blassen und abgemagerten Gesichtes. Sehr wichtig ist bei Kranken eine geeignete Mundpflege, weil sie allein den durch Pilzwucherungen und Zerfetzungsprozesse bedingten Entzündungen des Zahnfleisches, den Geschwüren an Zunge und Rachen vorbeugen kann. Ausspülungen und Gurgelungen sollten mehrmals am Tage vorgenommen werden, besonders nach eingenommener Mahlzeit und vor dem Schlafen. Schwerkranken müssen dabei unterstütt werden, indem man das Kopfkissen und damit zugleich den Oberkörper des Kranken etwas anhebt. Als Mundwässer eignen sich schwache Maun- und Borlösungen (eine Messerspitze auf ein großes Glas Wasser), hellrosafarbene Lösungen von übermangansaurem Kali, Myrrhentinktur (15 bis 20 Tropfen auf ein Glas Wasser) oder ähnliches. Die Zähne reinigt man mit einer weichen Zahnbürste mit feststehenden Borsten, etwas Zahnseife oder Zahnpaste. Sehr schwachen und bewußtseinsgestörten Kranken muß aber und zu der Mund mit in Borlösung getauchten Wattebäuschchen, die man um den Zeigefinger wickelt, behutsam ausgewaschen werden; die Zunge befreit man durch Abkratzen mit einem gebogenen Fischbeinstäbchen von zähem Schleim. Einer guten Gesamtkörperpflege trägt man wöchentlich durch ein bis zwei Reinigungsabwässer Rechnung. Der Weg vom Krankenbett zur Badewanne sei möglichst klein, da die Ueberführung stets eine Anstrengung bedeutet; man mache dem Kranken das Erreichen der Wanne möglichst bequem, geleite ihn sorgsam, nachdem man ihn in wolle Deden eingehüllt. Man schütze ihn vor Zugluft und Temperaturwechsel. Der Baderaum muß 18 Grad Reaumur warm sein, seine Fenster müssen gut geschlossen. Sehr schwache Kranke müssen zum Bade getragen und vorsichtig in die Wanne gehoben werden. Bei Schwerkranken müssen die Bäder im Krankenzimmer stattfinden, indem eine, eventuell auf Rollen gehende Wanne nahe dem Bette platziert wird. Darf der Kranter nicht aus dem Bette gehoben werden, so treten als Ersatz mehrmals wöchentlich vorzunehmende Abwaschungen des ganzen Körpers im Bette ein; man geht dabei gliedweise vor und reinigt nach und nach Kopf, Brust, Leib, Rücken, obere, untere Gliedmaßen. Jedes Glied wird sogleich einzeln abgetrocknet und der Kranter nur soweit entblößt, als unbedingt nötig. Gegen Durchnässung der Bettstücke schützt man sich durch Ausbreiten je eines Stücks Gummituch über der Bettdecke und unter dem Bettlaken. Zum Abwaschen der Haut benutzt man Wattebäusche oder feine, weiche Schwämme.

Schwache Kranke müssen auch im Bade dauernd gehalten und unterstütt werden. Bei zu langem Verweilen im Wasser kann sich der Kranter leicht erkälten; die Temperatur des Wassers muß wiederholt mit einem in die tieferen Schichten eingeführten Badethermometer kontrolliert werden; im übrigen verfähre man streng nach den ärztlichen Vorschriften. Beginnt der Kranter im Bade zu frieren und zu zittern, so reicht man einen Kessel Wein, umhüllt ihn mit einer großen gewärmten wollenen Decke und trägt ihn ins Bett; wichtig ist ein sorgfames Abtrocknen mit erwärmten Frottiertüchern. Während des Badens sei man den Körper vorsichtig ab und bewegt das Wasser hin und her.

Durch alle diese Reinigungsprozeduren wird auch das mit Recht gefürchtete Wundliegen am Rücken bettlägeriger Kranter verhütet, dem man durch gute Lagerung und gute Hautpflege in den meisten Fällen vorbeugen kann. Das Wundliegen am Rücken macht dem Kranken nicht nur sehr große Schmerzen, sondern derartige Wunden heilen auch sehr schwer und können leicht zum Ausgangspunkt von allgemeinen Blutvergiftungen werden. Häufige Abwaschungen des Rückens mit verdünntem Zitronensaft, Franzbranntwein, Essigwasser sind anzuraten, ebenso Seifenwaschungen. Die geringste Rötung in Form eines begrenzten rundlichen Fleckens in der Kreuzgegend muß sogleich dem Arzte gemeldet werden und fordert dann zum Einlegen von Luft- und Wassertissen ins Krankenbett auf, welche den Rücken gänzlich von Druck entlasten.

Ein fernerer sehr wichtiger Punkt der körperlichen Pflege Kranter ist die Kranterernährung. Man muß wissen, wie man dem Kranken die vom Arzte verordnete Nahrung zuführen soll. Die Zusammenfassung der Krankenloft hängt natürlich von der Art der Erkrankung und den Anforderungen des einzelnen Falles ab und entzieht sich daher der Beurteilung der Angehörigen. Aber einige allgemeine Kenntnisse über die Kranterernährung sind für die letzteren wichtig, weil ihnen meist die Aufgabe zufällt, die für den Kranken bestimmten Speisen und Getränke herbeizuschaffen und entweder selbst vorzubereiten oder vorbereiten zu lassen. Die Art der Ernährung hat einen wesentlichen Einfluß auf den Verlauf fast aller Erkrankungen. Die Kranterdiät spielt nicht nur bei Krankheiten des Magens und Darms eine große Rolle, wie von manchen geglaubt wird, sondern bei fast jeder Erkrankung vermag eine geeignete Ernährung den Verlauf günstig, eine ungeeignete ihn ungünstig zu gestalten. Diese Thatsache wird noch nicht in weiteren Kreisen genügend gewürdigt; sonst würden wir Verfehlungen gegen die ärztlichen Anordnungen bezüglich der Kranterernährung nicht mehr so häufig erleben. Da es bei langdauernden und erschöpfenden Krankheiten darauf ankommt, den Kranken durch die Ernährungsweise zu kräftigen und widerstandsfähiger zu machen, andererseits häufig die Gefahr besteht, daß der Kranter herabgesetzt ist, so hängt hier sehr viel davon ab, daß es gelingt, dem Kranken auch wirklich hinreichende Nahrung einzuverleiben. Die Pflegenden müssen alle Vorteile ausnützen, um den Appetit zu steigern. Nötig ist größte Pünktlichkeit im Einhalten der Mahlzeiten, damit dem wartenden Kranken der Appetit nicht wieder vergeht. Das Essen muß dem Kranken warm, aber nicht zu heiß vorgelegt werden. Die richtige Temperatur der Speisethermometer vor dem Auftragen kontrolliert werden. Zum Warmhalten des Essens benutzt man mit Vorteil die sogenannten Thermophorgeräte, zwischen deren doppelter Wandung sich Wärmesalz befindet; kurze Zeit in heißes Wasser getaucht, bleiben solche Röpfe und Schüsseln dann stundenlang warm. Zu große Speisemengen, auf einmal vorgelegt, schrecken den Kranken leicht zurück; das Vorkosten im Krankenzimmer und gar mit dem Löffel des Kranken wirkt appetithemmend. Die Kranter Speisen müssen nett serviert, mit kleinen ausschmückenden Zuthaten (Anordnungen von Blättern, Sternchen von Mandeln, Stückerl Gelee, ein Blümchen) versehen werden; das Geschirr sei gefällig und sauber. Trotz aller Einfachheit müssen die Speisen doch schmackhaft zubereitet werden; hierzu bedarf es einer gewissen Erfahrung und Übung. Auch auf eine gewisse Mannigfaltigkeit und Abwechslung innerhalb des Gestatteten ist zu sehen. Sind Schleimsuppen verordnet, so reiche man nicht beständig Haferkleim, sondern wechsele mit Gerstentkleim, Reisfischleim und so weiter ab; soll zum zweiten Frühstück ein belegtes Weißbrot gereicht werden, so gebe man nicht alle Tage Schinkenbrot, sondern wähle als Auflage bald geschabtes Fleisch, bald Zunge, Sardellen, Caviar, gehacktes Ei und so weiter. Die Lieblingspeisen des Kranken bevorzuge man, soweit dies angeht. Man verrate vor der Essenszeit nicht, was der Kranter bekommt; man spreche überhaupt nicht viel vom Essen; etwas zureden kann man schon, aber nicht den Kranken zum Essen zwingen. Beim Essen herrsche Ruhe im Zimmer; Vorlesen und Lesen bei

der Mahlzeit ist unstatthaft. Speisereste müssen sogleich aus dem Krankenzimmer entfernt werden. Das Kochen und Zubereiten der Speisen geschehe draußen. Nur Nahrungsmittel bester Qualität dürfen für die Krankenloft verwendet werden, natürlich nur frisches Fleisch. Unverdauliche Teile müssen entfernt, die Nahrungsmittel gehörig durch Wiegen oder Hacken zerkleinert, die Speisen ordentlich weich gekocht werden; man bediene sich nur milder Gewürze. Da die Krankenloft leicht verdaulich sein soll, so ist der Verwendung von Nahrungsmitteln von vornherein eine ziemlich enge Grenze gezogen. Sehr fette, sehr saure, sehr süße Speisen gelten im allgemeinen als schwerverdaulich. Als leichtverdaulich gilt besonders: Milch, Schlemmsuppe, Bouillon, rohe und weichgekochte Eier, Kaviar, rohes geschabtes Fleisch, weiche Fleischsorten wie Kalbfleisch, Taube, Huhn; auch Wildbret (ohne Hautgout); von Gemüsen Spinat, Schwarzwurzel, Spargel, Blumenkohl; von Gebäcken ein Tag altes Weißbrot, gerösteter Zwieback, Albert-Cakes; auch gekochtes Obst ist für die Krankenloft oft gut verwendbar.

Die Ernährung Schwerkranker fordert besondere Beachtung. Fiebernde dürfen gewöhnlich nur flüssige Kost genießen, die sogenannte Fieberdiät (Milch, Bouillon, Schlemmsuppen). Gerade hier kann ein Diätfehler, ein Abweichen von den Vorschriften des behandelnden Arztes besonders verhängnisvoll werden; man darf sich auch nicht durch das heftige Verlangen der Konvaleszenten nach fester Nahrung zu solchem Abweichen verleiten lassen. Den oft sehr starken Durst Fiebernder stillt man durch ab und zu dargereichte kleine Mengen Wassers oder Milch; auch erfrischende Limonaden (Himbeer-, Zitronenlimonade, Mandelmilch) werden meist gestattet sein; das Einlegen einer Zitronenscheibe in den Mund oder Ausspülen desselben mit Selterswasser wirkt oft schon durstlöschend. Die trockenen Lippen und die Zunge Fiebernder müssen ab und zu mit einem feuchten Gazebäuschchen benetzt werden. Das Einnehmen der Nahrung muß recht bequem gemacht werden. Aufstehenden Kranken, die im Rücken durch Kissen unterstütt werden, stellt man ein mit einer Serviette bedecktes Eßbrettchen oder Eßbänkchen quer ins Bett oder rückt ein Krankenestischchen heran. Flüssigkeiten werden am besten aus den sogenannten Schnabellöffeln genommen oder aus einem gebogenen gläsernen Saugröhrchen. Können die Kranken kein Eßgerät halten, so müssen sie gefüttert werden. Man hebe den Kopf zugleich mit dem Kopfkissen sanft an und gebe die Nahrung nur ganz langsam und löffelweise. Am schwersten ist die Nahrungsbarreichung bei Kranken mit gestörtem Bewußtsein; sie bekommen nur flüssige Nahrung aus Theelöffeln. Man muß sie fortwährend laut zum Hinunter schlucken ermahnen, eventuell ihnen die Nase zuhalten, damit sie den Mund öffnen. Man gehe sehr langsam und vorsichtig zu Werke, damit sich die Kranken nicht verschlucken. Glas- und Porzellangeräte werden von solchen Kranken leicht zerbrochen. Die Beachtung der vorstehenden Regeln wird sich sicherlich bei der Pflege Kranter durch Angehörige im Hause nützlich erweisen können und wird dazu beitragen, dem Kranken seine Leidenszeit immerhin etwas zu erleichtern. Dennoch wünschen wir, daß die werten Leserinnen und Leser möglichst selten in die Lage kommen mögen, sie praktisch anzuwenden.

Gestörtes Picknick.

(Vom E. 93.)

Ein wahrer Hochgenuß ist solch ein Picknick auf grüner Matte in wüßiger Bergesluft, zu dem sich die kleine Gesellschaft fiderer Alpinisten auf unserm Wilde wohlgenut niedergelassen hatte. Köstlich mundeten nach dem Steigen die aus dem Rucksack hervorgeholten und von den Damen auf einer zierlich ausgebreiteten Serviette zurechtgestellten Speisen und Getränke. Die Stimmung wurde immer besser, man scherzte und lachte, als plötzlich eine unerwartete und höchst unliebsame Störung eintrat. Von den Stimmen angelockt, naht sich eine Herde, die, bis dahin unbemerkt, in der Nähe weidete. Vor den Kühen und Rindern her schreiten ein paar junge Stiere, von denen der eine ab und zu ein dumpfes Brüllen vernommen läßt. Das klingt wirklich unheimlich, und die Picknickgenossen werden unruhig, als die Tiere direkt auf sie loskommen. Die Damen erinnern sich gar mancher Romanepisode, worin so ein wütendes Hornvieh die Geldin in äußerster Lebensgefahr brachte; die eine klammert sich an ihren Gatten, während eine andre sich anschickt, den zum Glück ganz in der Nähe befindlichen schützenden Zaun schleunigst zu überklettern. Der Dicke im Vordergrund aber, der soeben den Rock anzieht, giebt schmunzelnd den Rat, daß es wohl am geschicktesten sein dürfe, diesem Beispiel allgemein zu folgen und nach der Mantelfelleisen Devise „mutig einen Schritt zurückzuweichen“.

Sinnspruch.

Mit dem Wissen ist es gerade das Gegenteil, wie mit dem Glauben. Es kommt gar nicht darauf an, daß man wisse, sondern was man wisse. Goethe.

Der Mückenbock.

Eine Wald- und Jagdnovelle

von

Willy Lind.

Mit Originalzeichnungen von Adolf Wald.



Die beiden Jäger hatten den ganzen Tag gejagt; die Sonne war im Scheiden, als sie auf das Gestell hinaus-traten. Mühsam hängten sie ihre Büchsen über die Schulter und gingen der untergehenden Sonne entgegen.

„Also das ist euer berühmtes Vitauen,“ sagte der Jüngere, „wo die Böcke zu Hunderten herumspringen, selten starke Gehörne tragen und bis siebzig Pfund schwer werden! Ich danke schön.“

„Langsam, mein hoher Herr,“ entgegnete der andre, „hast du etwa heute keine Böcke gesehen? So zahm, wie bei euch in Sachsen, sind sie hier allerdings nicht.“

„Was lauf ich mir dafür! Nicht sehen will ich die Böcke, schießen will ich sie!“

„Kommt Zeit, kommt Rat!“

„Nur daß ich die Zeit nicht erraten kann!“

„Ich schlage vor, wir halten Rast und nehmen erst einmal einen Imbiß ein, bevor wir den Heimweg antreten.“

„Du hast recht!“

Damit hatte der junge Jäger auch bereits den Rucksack von den Schultern genommen und ihn unter eine Eiche, die hart am Wege ihre weit verzweigte Krone ausbreitete, in das Gras geworfen. Und eben schickte er sich an, nachdem er auch seine Büchse an den Baumstamm gelehnt, dem Rucksack zu folgen, als plötzlich in nächster Nähe ein Bock schreckte, durch das Unterholz brach und dann in eleganten Schritten über das Gestell fiel. Der Jäger stand da, wie vom Donner gerührt, sah nach seiner Büchse, die wieder zu ergreifen nicht mehr Zeit war, und schlug sich wütend vor die Stirn.

Der andre aber hatte seine Büchse hochgerissen, und in demselben Moment, als der Bock im gegenüberliegenden Jagen verschwinden wollte, krachte sein Schuß.

Er wandte sich lachend seinem Gefährten zu: „Guter Blattschuß!“

Und so war es. Kaum fünfzig Schritte vom Anschuß lag der Bock, mit einem Gehörn, na, wie es sie eben nur in Vitauen giebt: fast schwarz, schlohweiße Enden, wohl dreißig Centimeter hoch und bis oben geperlt.

„Seit'ger Brahma,“ rief der andre, „da komme ich hundert Meilen her, aus der Kultur in die Wildnis, nur um mir ein solches Gehörn zu holen, und dann schießt du mir die Böcke vor der Nase weg. Pfui!“

„Daß gut sein, mein Junge, an dich kommt auch die Reih!“

Sie brachen den Bock auf, hielten ihn an einer Tanne hoch, um ihn am nächsten Tage mit dem Wagen abholen zu lassen, und suchten dann den Ruheplatz unter der Eiche auf.

„So,“ sagte der glückliche Schütze, indem er eine Flasche Rotspohn aus dem Rucksack zog und entkorkte, „jetzt können wir Begräbnis trinken. Jetzt schmeckt es um so besser!“

Sie ließen den Jagdbecher fleißig wandern, steckten sich eine Zigarre an und saßen mit jener heiteren Gemütsstimmung, die eine schöne Umgebung, gehabter Erfolg und die Nähe des Freundes verleihen, dem prächtigen Farbenspiel des Sonnenuntergangs zu.

In der Ferne wurde das leise Rollen eines Wagens hörbar. Die beiden Freunde sprangen auf und sahen das Gestell hinab.

Ein hübsches Gög, von einer Dame gelenkt, kam langsam herangetrabi. Vor den beiden Herren zog die Lenkerin die Bügel an und senkte grüßend die Peitsche.

„Nun Abend, ihr Herrn! Was zur Strecke gebracht?“

„Gestatten Sie, Comteß,“ sagte der ältere der beiden Herren, „daß ich Ihnen zunächst meinen Freund, Baron Einsiedel, vorstelle.“

„Freut mich,“ sagte die junge Dame, dem sich vor ihr tief verbeugenden Herrn kameradschaftlich die Hand reichend. „Bloß nicht so formell, mein lieber Baron, das ist bei uns nicht Mode! — Was sind Sie für ein Menschenkind?“

Der junge Mann lächelte.

„Halberstädtler Kürassier, meine Gnädige.“

„Ah, Regimentskamerad von Ihnen, Graf Ruhberg?“ wandte sie sich an den andern.

„Zu Befehl, mein gnädigstes Fräulein, will bei mir Böcke schießen, aber...“

„Schießt andre Böcke, nur nicht Rehböcke, was?“

„Sie haben in Ihrer unfehlbaren Weisheit das Richtige getroffen, Gräfin,“ entgegnete Einsiedel, sich vor der jungen Dame spöttisch verbeugend.

Sie quittierte die Verbeugung, indem sie ihn ebenso spöttisch mit der Peitsche salutierte.

„Na, schadet nichts, Herr Baron,“ sagte sie dann, „seine Kollektion Böcke muß ein jeder schießen, das ist nun mal nicht anders. Seht mir ebenso! Aber vielleicht kommen Sie einmal zu Papa herüber, der hat noch Rehböcke, massenbach, wie er immer sagt, reine Urböcke. Und da wird sich Ihnen Gelegenheit bieten, auch wirkliche Rehböcke zu schießen. Sie sind hiermit feierlichst eingeladen!“

„Nun,“ nahm der Graf Ruhberg das Wort, „ob die Urböcke Ihres Papas alle solche Gehörne tragen wie der Bock, den ich eben geschossen?“

„Das muß ich sehen!“

Mit einem Satz sprang sie aus dem niedrigen Gög. Baron Einsiedel konnte dabei nicht umhin, die biegsame Eleganz, mit der das geschah, innerlich zu bewundern.

Die Herren gingen voran zu dem Tannenbaum, an dem der Rehbock hing.

Die Comteß befah sich den Bock und besonders das Gehörn mit Kennermiene von allen Seiten.

„Sehr gut, sehr brav,“ sagte sie wiederholt, „kapitaler Bock! — An unsern Mückenbock aber,“ fügte sie dann, sich wieder zu den Herrn wendend, hinzu, „reicht er doch lange nicht heran!“

„Mückenbock?“ fragte Ruhberg. „Was ist das für ein Tier?“

Sie lachte lustig auf.

„Ach so, das wissen Sie ja nicht.“ Sie reichte jedem der Herren die Hand. „Ich erzähle es Ihnen ein andermal, habe heute keine Zeit. Adieu!“

Behende stieg sie in den Wagen, ergriff die Peitsche, senkte noch einmal grüßend die Peitsche, schnalzte mit der Zunge, und der Knappe, der schon gar nicht mehr stehen wollte, stürmte in raschem Trabe davon.

„Wer war das nun wieder?“ fragte Einsiedel seinen Freund.

„Die tolle Comteß!“

„Weiß Gott, den Namen scheint sie nicht mit Unrecht zu führen.“

„Ihr Vater, Graf Papart, ist mein Nachbar; seit langer Zeit ist er Witwer, und deshalb ist seine einzige Tochter sozusagen wild aufgewachsen.“

„Aber schneidiges Frauenzimmer, scheint es!“

„O ja —“

Sie schritten schnell aus, um noch vor völliger Dunkelheit nach Hause zu kommen.

Die Schlossherrin wartete bereits.

Und als Einsiedel im trauten Kreise das Abendbrot einnahm, von der anmutigen jungen Hausfrau auf das aufmerksamste bedient, da kam ihm zum erstenmal der Gedanke, daß so ein eignes Heim, ein nettes Weibchen, doch etwas Schönes wäre; und er dachte dabei an die tolle Comteß.

Am nächsten Tage birschte er allein, Ruhberg hatte auf den Feldern zu thun. Er kam an einem Wegweiser vorbei, dessen Arm anzeigte, daß es bis nach Haselau noch vier Kilometer sei. Haselau war der Sitz der Paparts. Er konnte sich ja einmal dahin verirren.

Die Straße führte immer durch den Wald, der allmählich in einen Park überging; und mitten darin lag das gräfliche Schloß.

Er säuberte seinen Anzug und betrat die Veranda.

Die tolle Comteß lag in einem Schaukelstuhl und las in einem Roman. Sie hielt im Schaukelstuhl inne, als der Gast sich vor ihr verneigte, und reichte ihm, ohne aber sonst ihre Lage zu verändern, die Hand.

Einsiedel entschuldigte sich, er hätte sich verirrt, wäre müde und hätte geglaubt, infolge der gestern ge-

machten Bekanntschaft die Papartsche Gastfreundschaft für einen Augenblick in Anspruch nehmen zu können.

„Natürlich können Sie das,“ entgegnete die junge Dame. Sie drückte auf den elektrischen Knopf, der unmittelbar neben dem Schaukelstuhl angebracht war, und befahl dem eintretenden Diener, eine Flasche „Roederer“ heraufzuholen.

„Es ist das die beste Erfrischung, Herr — Rittmeister oder —?“

„Erst Leutnant, Oberleutnant!“

„Also, Herr Oberleutnant. Meinen Sie nicht auch?“

„Sprechen Sie aus Erfahrung, Gräfin?“

„Allerdings, oder meinen Sie, wir Damen trinken keinen Sekt?“

„Ich meine doch, daß...“

„Sie können beruhigt sein, mein teurer Baron, eimerweise, wie Sie auf Ihren Liebesmahlen, gießen wir ihn nicht hinunter.“

Der Diener brachte den Sekt im Kühler.

Die Comteß erhob sich und schenkte ihrem Gast selbst ein.

Einsiedel hatte dabei wieder Gelegenheit, als sie so dicht vor ihm stand, ihre herrlich gewachsene Figur zu bewundern. Unwillkürlich malte er sie sich zu Pferde aus; sie mußte sich großartig ausnehmen.

„Sie reiten, Gräfin?“ fragte er.

„Und wie!“

„Haben Sie schon Jagden mitgeritten?“

„Ne, so was mache ich nicht mit. Ich reite englisch — wie ein Herr! Und da würden sich ja alle Damen — und vielleicht auch Herren — entsetzen, wenn sie es sähen. Aber wie will man anders vom Reiten sprechen? Wo bleibt beim Damensitz Führung und Schluß? Ich reite englisch, und dann heidi! über Gräben und Bäume, Hecken und Felder, solange



die Puste vorhält.“ Ihre Augen blühten ordentlich, als sie das sagte.

Einsiedel sah sie mit einem kritischen Blick an.

Sie lachte laut auf.

„Zu emanzipiert! Natürlich, zu emanzipiert! Ja, mein lieber Baron, hier bei uns geht es etwas anders zu als bei Ihnen im Arrement. Aber dafür wohnen wir ja auch dem Nordpol hundert Meilen näher. Wo soll da die Kultur herkommen?“

„Und Ihr Herr Papa ist mit dieser Art des Reitens einverstanden?“

„O Sie Heiliger, wir reiten ja zusammen!“

„Um —“

In diesem Augenblick kam der Vater von draußen heim, ein noch frisch aussehender Fünfziger.

Einsiedel wiederholte seine Entschuldigung und kam dann auf die Jagd zu sprechen.

Da war der Graf ganz Feuer und Flamme. Er schilderte in lebhaften Worten sein Revier, seine Böcke, und stellte beides dem Gast zur Verfügung.

„Da habe ich namentlich einen Bock auf den Schwarzwaldwiesen,“ sagte der Graf, „wenn Sie den so zur Strecke brächten, solch ein Gehörn würden Sie Ihr Lebtag nicht wieder finden, ganz regelrechter Zehner, mit solchen Enden,“ er zeigte auf seine ausgestreckte Hand, „aber da ist alles Birschen umsonst, der Bursche ist zu schlau. Hilse weiß davon ein Lied zu singen.“

„Aha,“ machte Einsiedel, „der bewußte Mückenbock! — Jagen gnädiges Fräulein denn auch?“

"Dachten Sie anders, cher baron?"
"Offen gestanden, ja."
Graf Papart lachte.
"Ja," sagte er, "mein Mädel hat verschiedene Eigentümlichkeiten, die nicht ladylike sein mögen. Aber was wollen Sie? Auf dem Lande aufgewachsen und auf dem Lande lebend, hat sie auch das Recht, ihre Persönlichkeit zur Geltung zu bringen, so wie es ihr beliebt."

Er hielt seiner Tochter die Hand hin, in die sie schallend einschlug.

"Danke, Papa! Der Baron wird mich nun zwar für ein wildes Göttemädchen halten, aber das schadet nichts. Ich werde auch diese Meinung über mich zu ertragen wissen."

"Für einen Wildfang allerdings, mein gnädiges Fräulein," entgegnete Herr von Einsiedel, "wenn auch nicht gerade für eine Angehörige jenes Volksstammes."

"O," sagte Hilde, "das wäre gar nicht zu verachten. Denken Sie einmal, wie wunderherrlich es sein müßte, so im Kenntniss der über die Schneefelder dahinzujagen, während am Himmel die aurora borealis im leuchtenden Bogen und zuckenden Strahlen aufblitzt. Was, das müßte großartig sein!"

"Oh, ich ziehe doch einen russischen Schlitten, von zwei Traktoren gezogen, vor."

"Pfui! — Na, wissen Sie, wenn Sie allem Außergewöhnlichen so abhold sind, dann lassen Sie sich nur den Appetit nach dem 'Mückenbrot' vergehen! Auf einer Salonbirne, wie Sie sie dort unten in Ihrer Heimat gewöhnt sein mögen, werden Sie ihn nun und nimmer strecken."

"Da bin ich begierig, zu hören."

"Da ist gar nichts zu hören! Wenn Sie einen einzigen Abend auf den Schwarzwaldwiesen gestanden haben werden, von den Mücken halb aufgefressen, dann werden Sie den Bock und die Wiesen verwünschen und sich nach seiner Wiederholung mehr sehnen und nur noch mit Salmiakgeist die Wunden Ihrer Niederlage zu heilen suchen."

"Wollen wir wetten, mein Fräulein," entgegnete Einsiedel, "daß ich den Bock binnen vierzehn Tagen erledigt habe?"

Hilde maß ihn aus ihren leuchtenden braunen Augen von oben bis unten, ob er Mannes genug wäre, das Gesagte wahr zu machen.

"Baron, Baron," rief Graf Papart dazwischen, "da muten Sie sich in der That zu viel zu. Sie kennen unsre litauischen Brüder mit ihren Mäden, Bremsen und Gnügen nicht. Ich sage Ihnen: die reinen amerikanischen Moskitosümpfe! Es ist ein kühnes Unternehmen, dem Sie sich da so gelassen und siegesgewiß unterziehen wollen."

"Und wenn, Herr Graf! Ich wette: in vierzehn Tagen ist das Zehnergehörn mein, das heißt, wenn der Herr Graf es dem glücklichen Schützen überlassen."

"Das ist selbstverständlich, lieber Baron."

"Nun, mein gnädiges Fräulein?" wandte sich Einsiedel an Hilde.

"Topp, Herr Baron," rief sie, "ich halte die Wette. Verlieren Sie, so betennen Sie frank und frei, daß Sie unsern Litauen nicht gewachsen sind; und gewinnen Sie, so — so dürfen Sie sich von mir eine Gnade ausbitten."

"Sehr königlich gedacht, mein Fräulein! Aber es sei!"

Sie reichten sich die Hände, durch die Graf Papart zur Befestigung durchschlagen mußte.

Dann ließ sich Einsiedel vom Grafen das Jagdterrain beschreiben und empfahl sich.

Zu Hause erzählte er seinem Gastgeber von der Wette; auch der schüttelte bedenklich mit dem Kopf.

"Vierzehn Tage ist wirklich etwas kurz, mein Junge; aber wenn du sonst Glück hast..."

"Was heißt Glück, Ausdauer muß man haben."

"Ja, weißt du, damit ist es hier wirklich nicht gethan."

Sie fuhren noch denselben Abend auf den Anstand. Nach den Beschreibungen und der Karte war die Orientierung leicht.

Leppige grüne Wiesen schoben sich unregelmäßig in die dichten Fichtenbestände ein. Rings brütete die

Stille eines heißen Julinachmittages. Der Graswuchs verhüllte nur trügerisch den moorigen Untergrund, die Brutstätte unzähliger Insekten, die in fortwährendem Wechsel die Luft durchschwärmten. Die Pferde, von den Stechfliegen arg belästigt, waren kaum noch im Schritt zu halten; in einem fort schlugen sie aus, schüttelten die Mähnen und setzten zum Galopp an. Die beiden Jnsassen qualmten, als wenn sie eigens dazu angestellt wären, um sich wenigstens einigermaßen der Mückenwärme zu erwehren. Aber es war wirklich eine Plage, die sie da zu bestehen hatten.

Graf Ruhberg erklärte, nicht länger seine Pferde den Bissen der Bremsen aussetzen zu können; er setzte seinen Freund ab und fuhr nach Hause.

Da stand nun Einsiedel allein auf dem Kampfsplatz; aber der Kämpfe, mit dem er sich messen wollte, ließ auf sich warten.

Er hatte bald nach den Unterweisungen des Grafen und Hildes den Wechsel festgestellt. Es war eine schmale Zunge, die sich von dem großen Wiesenkomplex abtrennte und sich seitab in hochstämmigen Erlenwald schob, wo der "Mückenbrot", wie ihn Hilde getauft hatte, austreten sollte. Aber Hilde hatte ihm auch gleich gesagt, daß der Abendanstand sehr unsicher wäre; der Bock käme immer erst, wenn die Sonne untergegangen und das Büchsenlicht längst erloschen wäre.

Da stand er nun, an eine Erle gelehnt, im Himbeer-gebüsch versteckt, und schlug wie ein Verzweifelter um sich. Das war denn doch viel ärger, als er es sich gedacht. Er hatte, um in nichts einen Fehler zu begehen, das Rauchen eingestellt, und die Mücken, nun nicht mehr zurückgehalten, überfielen ihn zu Hunderten, so daß er weiter nichts zu thun hatte, als sich vor ihnen zu schützen. Es war wirklich zum Verzweifeln, und er sah ein, daß seines Bleibens hier nicht lange war. Stachen doch die Insekten Bestien sogar durch die leichten Sommerkleider.

Aber dann wollte er doch wieder den Bock wenigstens gesehen haben. Der Abend senkte sich hernieder, und damit ließ die Plage etwas nach. Er hatte es nun schon lange aufgegeben, mit diesen aufdringlichen Gesellen zu kämpfen. Er ließ sie gewähren, ließ sie ihren Blutdurst stillen; auf hundert Beulen mehr oder weniger konnte es jetzt schon nicht ankommen.

Und dann sah er auch im Mondlicht ein Stück Rehwild austreten, sehr weit von ihm. Ob das der "Mückenbrot" war? Er hatte guten Wind und bürschte sich vorsichtig an. Ja, er mußte es sein! Er sah deutlich, wenn das Stück Wild den Kopf hob, ein weißes Leuchten, das die Gehörne überragte. Das mußte das so vielgepriesene Zehnergehörn sein. Aber an Schießen war gar nicht zu denken. Er prägte sich die Lokalität ein und trat langsam den Rückzug an.

Auf dem Heimweg, nachdem er nun endlich den Mätern der Blutfauger entronnen war, empfand er den weihvollen Zauber der Nacht, wie er sich ihn so schön und großartig in Litauen nimmer vorgestellt hätte.

Die nordische Helle, die im Sommer hier auch die Nacht erfüllt, ließ das Waldbild, wie gegen die Wiesen der Erlenwald und darüber die schwarzen Fichten langsam aufsteigen, deutlich erkennen. Der Himmel, von blickenden Sternen übersät, spannte darüber seine leuchtende Kuppel, und die Milchstraße nahm sich darin aus wie ein Karnies von vollendeter Schönheit. Dazu erfüllte eine Lauheit die Luft, die mit ihrem würzigen Waldgeruch stärkend und belebend wirkte. Und ab und an durchbrach das schwermütige Schnarren der Nachtschwalbe die feierliche Stille, die der Wald förmlich auszuströmen schien.

"Das also ist das mehr berühmte als berühmte 'Ochs'preußen," dachte er unterwegs. "Schön, selten schön! Wir Narren, die wir glauben, mit mitleidigem Achselzucken auf diese nördlichste Provinz unsers Vaterlandes herabsehen zu können, wir sollten erst sehen und dann urteilen!"

Den nächsten Tag brachte er, wie Hilde ihm prophezeit hatte, unter fortwährender Benutzung von Salmiakgeist zu, um die Wunden zu heilen, die die Mücken ihm geschlagen. Aber den Mut hatte er keineswegs verloren. Er schwärmte dem gräßlichen Ehepaar unaufhörlich von den Wundern vor, die er

gestern geschaut, und konnte sich in der Schilderung der großartigen Waldbesamtheit kaum Genüge thun.

Nachmittags ritt er nach Haselau hinüber. Er traf Hilde im Park in der Hängematte.

"Nun," rief sie ihm lachend entgegen, "bringen Sie das Zehnergehörn?"

"Nein, gnädiges Fräulein, und es ist leicht möglich, daß ich es überhaupt nicht bringe."

"Was?! Geben Sie das Rennen schon auf?"

"Das nicht, aber es ist doch weit schwieriger, als ich es mir gedacht. Aber wenn ich den Bock auch nicht bekomme, ich werde mir keine grauen Haare darüber wachsen lassen. Wissen Sie, Gräfin, Ihr Vitsen ist doch schön. Als ich gestern so da stand und die sternenhelle Nacht Baum und Strauch förmlich verklärte, die Wiesen im Schein des Mondlichts stimmerten, ja, Gnädige, lachen Sie über mich, da ging mir geradezu das Herz auf."

Hilde war mit einem Satz aus ihrer Hängematte emporgesprungen und reichte Einsiedel die Hand.

"So gefallen Sie mir, Herr Leutnant. Wenn Sie hier länger bleiben, werden Sie einsehen, daß sich auch hier leben läßt; und wenn Sie mir versprechen, niemals wieder auf unser Nitpreußen von oben herab zu sehen, dann sei Ihnen das Bezahlen der Wette, wenn Sie sie verlieren, erlassen."

Einsiedel zog ihre Hand an seine Lippen und beugte scherzhaft vor ihr das Knie.

"Ich bedaure es aufs tiefste, was ich gestern gesagt, und bitte um Ihre gütige Absolution."

Und sie legte wie segnend ihre beiden Hände auf sein Haupt und entgegnete feierlich:

"Absolvo te!"

"Was," rief er aufspringend, "kann ich Ihnen danken?"

"Wie Sie hörten, mein Herr."

Sie gingen scherzend und lachend hinein. Der Graf kam ihnen entgegen, und auch er fragte nach dem Mückenbrot.

"Na, lassen Sie nur den Mut nicht sinken, Herr Leutnant! Sie werden doch meiner kleinen Hilde den Triumph nicht gönnen, Sie besiegt zu haben?" sagte er, als ihm Einsiedel von seinen Mißerfolgen Bericht erstattet hatte.

"Das gnädige Fräulein hat mich bereits absolviert."

"So —"

Er sah staunend von einem zum andern; und als er ihre leuchtenden Gesichter sah, strich er sich schmunzelnd den Bart.

Man nahm ein frugales Abendbrot ein, und dann gaben der Graf und seine Tochter dem Gast zu Pferde das Geleite. Hilde ritt natürlich englisch; aber nicht in inexpressibles. Sie trug einen weiten Rock, der bis auf den kleinen Fuß reichte, und Einsiedel mußte sich fügen, daß sie durchaus decent aussah. Und sie ritt brillant. Graf Papart sagte: "wie der Teufel". Am Wegweiser verabschiedeten sie sich.

"Sie wollen zur Frühbirne, Herr Baron, nicht?" rief ihm Hilde noch zu. "Kommen Sie mir morgen nachmittag ja über das Resultat rapportieren!"

"Werde nicht verfehlen." (Schluß folgt.)

Aus maurischer Zeit.

(Bild S. 92.)

Wer sie heute sieht, die Mauren, dieses Mischvolk im Noreg, dem Küstenteil des westlichen Atlas, erklärt sich kaum die große Vorzeit derselben seit ihrem erobernden Vordringen in Spanien um 711 bis zu ihrer Vertreibung durch Ferdinand den Katholischen aus Granada um das Jahr 1492, also einer Herrschaft auf europäischem Boden von fast achthundert Jahren, einem Zeitraum, während dessen sie durch Wissenschaften und Künste, namentlich durch Dicht- und Baukunst, glänzten, als Europa noch in tiefer Barbarei lag. Wissenschaft und Dichtkunst sind seit ihrer Vertreibung bei ihnen untergegangen. Armut und Fanatismus nur sind ihnen geblieben, aber in Spanien zeugen noch heute die unvergänglichen steinernen Monumente, an ihrer Spitze die Alhambra und der Generalife in Granada, die uns der Künstler hier



vergegenwärtigt — märchenhafte Gedichte der Baukunst — von ihrer einstigen Größe. Was von ihnen in Spanien zurückgeblieben, ergab sich einem Scheinchristentum, von dem noch heute in ihrem Gottesdienst Spuren vorhanden sind; die meisten dieser Mauren, Moriscos genannt, erlitten unter Philipp II. herbe Bedrückung, die sie zu Aufständen reizte, in denen sie erlagen. In Massen verließen sie Spanien, um auch in ihrer Heimat als „Christen“ nur Mißachtung zu finden. Viele von ihnen kehrten wieder nach Spanien zurück; ihre Nachkommen zeigen noch heute den maurischen Typus.

Sonntagsvergnügen der Münchner.

Sieht der Sonntag freundlich lächelnd mit blauen Augen auf die Stadt hernieder, dann wird es in München früh lebendig. Abgesehen von den Ausflüglern, die dem Bahnhof zuhasten, um die Morgenzüge zu erreichen, eilen Hunderte aus dem Weichbild der Stadt dem ersten Sonntagsvergnügen zu. Die Mehrzahl wählt den Weg zum Englischen Garten, dem bekannten großen Park, welcher wohl den hauptsächlichsten Erholungsplatz der Münchner bildet. Die erste in diesem Bereich gelegene Wirtschaft ist der „Chineser“. Ein bis über die Wipfel der alten Baumriesen hinausragender hölzerner Turm in chinesischer Bauart mit offenen Galerien nimmt den Mittelpunkt eines großen freien Platzes ein; um ihn herum gruppieren sich in ziemlicher Menge die Tische und Bänke, welche für die Gäste der im Hintergrund gelegenen Wirtschaft bestimmt sind. Hier ertönen schon in aller Frühe die schmetternden Töne einer Blechmusikpelle — ehedem „Harmonienuß“ benannt. Die Schenkelner walteten bereits ihres beschwerlichen Amtes, denn die guten Leute, welche so zeitig hier eintreffen, ziehen eine frische Halbe, zu der man etwas Kompaktes genießen kann, dem unzulänglichen Mokka vor. Die zarte Weiblichkeit ist sehr stark vertreten, besonders jene Guldkinnen, welche Werktags den Besen führen; die braven Mädchen haben von ihren Herrschaften die Erlaubnis bekommen, in der Früh zur Kirche zu gehen, und sie eilen schon beim Morgengrauen fort zur Andacht mit dem, welchen ihr Herz erkoren hat. Ist es auch nur eine kurze Stunde, welche sie sich auf diese Weise zu eigen gemacht haben, so wird der Becher der Freude doch mit so viel Behagen gekostet, daß die kleine Spanne Zeit für vieles Entschädigung bietet, was ein Tag und eine Woche an Widernissen bringt. Um sieben Uhr geht das Mägdelein dann wieder sittlich mit dem Gebetbuch in der Hand nach Hause, schürt das Feuer und bereitet das Frühstück für die Herrschaft. Die gnädige Frau hat Mühe, das Fräulein Sieglinde, die Tochter des Hauses, zum Aufstehen zu bewegen, und vielleicht sagt sie zu ihr in vorwurfsvoller Weise: „Schämst du dich nicht vor der Gens? die war schon in der Kirche und hat ihre Christenpflicht erfüllt, und du hast die Zeit über müßig im Bett gelegen!“ Und die Gens serviert mit niedergeschlagenen Augen den Morgenkaffee; was ist dieses philiströse Frühstück gegen das, welches sie genossen hat — das schäumende Braumbier, die saftige Weißwurst — der tabakduftende braune Schnurrbart ihres Kaver! Ein schöneres Sonntagsvergnügen giebt es nach ihrer Ansicht kaum!

Etwas schwärmerischer angelegte Seelen wandeln weiter als bis zum „Chineser“; sie gehen nach Kleinhesselohe, wo der Kleinhesseloher See die Freunde der Natur entzückt. Zwar entbehrt er jener herrlichen Färbung, die nach der Versicherung der Dichter Herz verurruht; sein Spiegel zeigt viele durch Schlamm und Wasserpflanzen gebildete Rostflecke, und selten gebiert er, vom Sturmwind umarmt, Welle um Welle, aber — „Schiffel fahren“ kann man auf ihm doch, und gerade die frühe Morgenstunde veranlaßt den empfindsamen Jüngling, mit „ihr“ einen Kahn zu mieten und hinauszurudern, so weit es rundherum geht. Fern vom Gesteade, mitten auf der Wasserfläche, tönt dann ihr Sang: „O du himmelblauer See!“ oder „Fischerin, du kleine, fahre nicht alleine, fahre nicht in Sturm und Braus in das weite Meer hinaus!“ Die Leutchen sind glücklich; ihre Phantasie bildet den kleinen See zum romantischen Gebirgssee um; ein alpines Fühlen bemächtigt sich der gongelnden Jugend. Die greulichsten Juchzer schallen in die Ferne; die großartigste Stimmung hebt die Seelen empor — bis der Jüngling wieder dem heimatischen Herde zueilt, um etwa — Stiefel oder Kleider auszutragen, während sie mit der Gutsachtel zur Gnädigen noch früh genug um zehn Uhr vormittag kommt. Seelust und Schiffahrt machen Appetit; in dem hübschen Wirtsgarten legen sich die festsahrenden Nationen noch vor Anker, ehe sie die Pflicht wieder an die Leine nimmt.

Derweilen ist so nach und nach die Mittwelt auch aus den Federn gestiegen; es wird Sonntagstoilette gemacht. Vater flucht über das „gußeiserne“ Vorhemd mit Halskragen, welche sich gegen das Anbringen der goldenen Hemdknöpfe sträuben; Mutter zieht aus dem Schrank das rauschende Seidenkleid, mit dem sie der-

einst am Standesamt Furore gemacht und alle Aenderungen der Zeitläufe glücklich überstanden hat. Das Fräulein hat die Köchin am Schnürl, um die gewünschte Façon herauszubekommen; dann geht die Familie fort in die Kirche — für die Damen auch ein Sonntagsvergnügen, weil man oft keine andre Gelegenheit hat, einen neuen Hut, ein hübsches Kleid und dergleichen bewundern zu lassen. Wer nach der Kirche nicht gehalten ist, seinen Geschäften nachzugehen, wird der Versuchung kaum widerstehen können, irgendwo ein zweites Frühstück einzunehmen. Daß hierzu in der mannigfachen Weise Gelegenheit geboten ist, dürfte bekannt sein; der Münchner zählt den Frühstückoppen zu den vornehmsten Sonntagsvergnügen; eine traurige Wahrnehmung bleibt ihm aber hierbei nicht erspart: die allmähliche Degeneration der Würste. Kleiner und immer kleiner sieht er sie werden, und mancher Altmünchner charakterisiert den Umschwung der Zeit mit dem Vergleich zwischen den Würsten der guten alten Zeit und denen der heutigen Ära.

Es wird Mittag — man geht zu Tisch. Das ist nun wieder zum Beispiel Herrn X-Meiers einziges Sonntagsvergnügen. Wenn die ihn liebende Hausfrau das braungebratene Gansel auf den Tisch setzt und das duftige Aroma seine Nasenflügel nervös erzittern läßt, wenn er den saftigen Schenkel vom üppigen Körper des lederen Vogels trennt, dann sagt er sich in höchster Befriedigung: „Das ist der Tag des Herrn!“ Für ihn ist der Begriff der Sonntagslust damit erschöpft. Nachher folgt ein Nachmittagschlafchen und später der übliche Abendtrunk.

Wenn der „alte Peter“ die erste Nachmittagsstunde auf den Marienplatz herunterruft, dann geht das Hauptgaudium los. Mit fabelhafter Geschwindigkeit schließen sich die Verkaufsläden, und schwere Menschenmassen wälzen sich den Bahnhöfen zu. Zug um Zug wird von dem ausflugslüsternen Sonntagspublikum im Sturm erobert. Es steht nicht im besten Ruf, dieses Sonntagspublikum, obgleich die ehrenwertesten Familien dazu zählen. Aber bei ihm giebt es kein Ansehen der Person, kein Respektieren der gesellschaftlichen Stellung, keine Achtung vor Titel und Rang. Gleichheit ist heute die Devise des Verkehrs. Beim Besteigen der Wagen heißt es: Wer zuerst kommt, mahlt zuerst! Nun möchte aber jeder einen Fensterplatz haben, und daher kommt es, daß förmlich gestürmt wird. Manche Familie wird dabei auseinandergerissen; manches liebende Paar wird grausam getrennt, aber heute geht's eben nicht anders!

Besonders beliebt als Sonntagsnachmittagsausflug ist der Starnbergersee. In einer halben Stunde nach dem erfolgreichen Sturm auf den Eisenbahnwagen ist der Ausflügler schon wieder in der Lage, eine gleiche That am Dampfschiff zu vollbringen. Dieses spürt dann die anmutigen Gesteade des lieblichen Sees mit Münchnern, welche zum Entsetzen der Villenbewohner und Sommerfrischler ihre Raubzüge von Niederlassung zu Niederlassung beginnen. Kein Guhn im Topse ist mehr sicher; kein Fisch im Behälter — alles wird weggeessen; die Röhne werden beschlagnahmt, die Badeanstalten wimmeln von den Eindringlingen. Was von den oberen Zehntausend zufällig anwesend ist, verschließt Haus und Hof und seufzt: „O, dieses Sonntagspublikum!“ Das aber kümmert sich nicht darum, sondern schwingt wohlgenut den Zepher der Tagesherrschaft, und wenn die Stunde schlägt, dann geht's wieder zum Kampf und Sieg auf der Eisenbahn.

Die Eisenbahnwege werden nach allen Richtungen hin ausgenutzt. Jeder weiß in den vielen Orten in der Nähe der Hauptstadt irgend etwas zu finden, was ihm ein Sonntagsvergnügen bereitet. Man fährt nach Schleißheim, dem alten Lustschloß mit seiner Gemäldegalerie und dem herrlichen Garten, aber nicht der vorerwähnten Vorzüge halber, sondern weil es beim Schloßwirt so delikate gebadene Fische giebt! In Dachau hat sich eine ganze Künstlerkolonne angesiedelt; die Eigenart der Moorlandschaft hat sie hingezogen; der prosaische Münchner aber geht nicht des Stimmungsbildes halber hinaus, sondern einmal der Amperbäder wegen und dann, weil man in Dachau — den besten Schweinebraten bekommt!

Der schönen grünen Isar entlang entwickelt sich gleichfalls ein großer Sonntagsverkehr. Folgt man dem Lauf derselben, so liegt auf der rechten Seite als erste Station das noch zur Stadt gehörige Bogenhausen, in welchem sich eine alte Wirtschaft befindet, die ihren Ruf der reichbestellten Küche verdankt. Besonders in der Hühnerzucht wurde hier so Hervorragendes geleistet, daß selbst Deputationen aus der „Gesellschaft“ erschienen, um sich von der Schmachthastigkeit der hier gezüchteten „Misttraherln“ zu überzeugen.

Der große, schattige Garten ist aber ein richtiges Dorado für Familien mit Kindern; ein dort befindliches Karussell gehört zu den interessantesten Antiquitäten dieser Art; auf dem Schimmel, Rappen oder Fuchsen hat der alte General N. der Oberst K. den ersten Ritt gemacht — die gleichen hölzernen Rosse, wie sie schon vor sechs und sieben Decennien Dienst

geleistet, stehen auch heute noch der lieben Jugend zur Verfügung. Wandert man von Bogenhausen weiter, so gelangt man durch das italienische Viertel gar bald nach dem idyllischen Oberföhring mit großem Wirtsgarten, von dort nach St. Emmeran, welches wieder als Fischstation gerühmt ist. Von hier zieht ein hübscher Strandweg durch Niederholz an der Isar entlang; eine Drahtseilfähre ermöglicht den Flußübergang, und dann betritt man das königliche Leibgehege, in dem sich die beliebte Wirtschaft „zum Aumeisler“ befindet. Diese gehört aber Sonntags eigentlich weniger dem Fußvolk. Hier landen zumeist die sogenannten „Wagproben“, das heißt die Besitzer von Ein- und Zweispännerfuhrwerken, welche mit Kind und Regel ihre Sonntags-spazierfahrt hierher machen, wohl zunächst, um mit „Roh und Wagen“ vor der Mittwelt zu prunken. Wenn er mit der „Wirschini“ im Runde, den Cylinder schief auf dem Haupte, mit starker Faust das Gespann lenkt, sie mit dem Federwald auf dem Kopfe und der blühenden „Brüllantenbrochen“ auf dem hochwallenden Busen neben ihm auf dem Bock, die Familie hinten im Wagl sitzt — wenn das so dahinsauft, daß die armseiligen Passanten beim Nahren des Gefährtes die Köpfe in die Büsche stecken, um von den aufwirbelnden Staubwolken nicht erstirbt zu werden — ist das etwa kein Sonntagsvergnügen? Das bescheidenere Bürgertum setzt sich weiter drinnen im „Müllhäusl“ — Müllhäuschen — fest, wo es gute Sachen aller Art giebt. Ehedem war das Müllhäuschen eine Meierei, in der kalte Milch als Erfrischung verabreicht wurde, heute ist es eine Bierwirtschaft. Milch wird nur mehr wenig getrunken; dagegen verzehrt man als sonntägliche Spezialität in Schmalz gebadene „Bavaren“ mit Gefüllsel von Zwetschgen, welche, mit Bier genossen, sehr wohlthätige Wirkungen erzielen sollen.

Isaraufwärts lustwandelnd, entdeckt man landschaftliche Schönheiten, von denen der Uneingeweihte keine Ahnung hat. Die sich hoch aufbauenden Steilufer, meist mit dichten Nadelwäldungen bedeckt, bieten Wanderungen, welche denen im Hochgebirge zum mindesten sehr nahe kommen. Harlaching, Menter-schwaige und Grünwald mit der alten Herzogseide auf der einen Seite, Großhesselohe, Pullach, Bayerbrunn und Konradshöhe auf der andern Seite sind gern- und starkbesuchte Verpflegsorte, meist am Walde gelegen. Diese Wälder zu durchstreifen, ist ein Hochgenuß für den Münchner. Hier thut sich die minderjährige Jugend, der strengen Hand des Meisters und Lehrherrn entronnen, zu Räuberbanden zusammen, oder sie durchqueren als Indianerhorden den Moosgrund, hie und da das Kriegsgeheul der Apachen oder Trojesen ausstößend und, allerdings erfolglos, das Eichhörnchen und die Waldmaus jagend. Diese rohen Naturvölker haben zumeist kein Geld und leben von der Einbildung — aber herrlich ist's doch! Da und dort sieht man ein Pärchen zwischen den Baumstämmen auf weichem Moosgrund dahinschreitend — sie sehen die Bäume nicht und nicht, was vor ihren Füßen wächst und gedeiht, aber sie brauchen die Scenerie notwendig zu dem, was sie sich zu sagen haben. Dann treten wieder ganze Familien auf, um Beeren und Pilze zu suchen; nach ein paar Stunden haben sie sechs Erdbeeren und ein Duzend Schwammerlinge gefunden und eilen mit diesem Schatz in die nahegelegene Wirtschaft, wo das Familienoberhaupt sich bereits anständig gemacht und indeffen per Procura den Durst der ganzen Familie gelöscht hat. Die Erdbeeren werden als Trophäe auf den Hut der Frau Mutter gesteckt, die Schwammerlinge erklärt der Vater als sehr verdächtig, insofern dieselben werden sie wieder weggeworfen. Dann schmekt eine Maß benebst Butterbrot, Käse und Rettich — der Rothschild kann sich auch kein schöneres Sonntagsvergnügen verschaffen!

Wie väterlich hat die Natur für diejenigen gesorgt, welche dem Getriebe der Stadt entinnen, nicht gerne marschieren wollen, dabei aber sparjam zu Werke gehen müssen. Sie hat die elektrische Kraft gegeben, und mit der Elektrischen fährt man heute um ein Zehnerl so weit! Wem's gelungen ist, sich am Marienplatz in einen Wagen hinauszurufen, der macht eine Spazierfahrt nach Sendling oder Nymphenburg um ein Spottgeld. In Nymphenburg steht ihm der prächtige Schloßpark zur Verfügung, ein wahrhaft königlicher Aufenthalt, der nur den einen Fehler hat, daß kein Wirtshaus sich in demselben befindet. Gottlob ist aber diesem Uebelstand in nächster Nähe abgeholfen, und wenige verjäumen es, dem Volksgarten mit seinen Weltwundern einen Besuch zu machen. Seltsames Getier — Affen, Bären und sonstige übelriechende Bestien — üben die größte Anziehungskraft auf die junge Welt aus; eine Alm mit Jodeln und Schuhplattlern entschädigt die Freunde der Bergwelt mit der Illusion eines alpinen Aufenthalts, und wessen Sinn über die Grenzen des Reichs hinausgeht, findet in einer Szardashütte ungarische Mädel, die Hungenwein kredenzen, wozu eine Zigeunerkapelle Fiedel und Cymbal erklingen läßt. Einmal in Nymphenburg, quälen aber die kleinen Buben und Mädel die Eltern so lange, bis sie auch in den Hirsgarten hinübergehen, wo es wirkliche lebendige

Hirsche zu sehen giebt. Es ist ein Gehege, in dem Damwild gehalten wird. Die Tiere sind so zahm, daß sie geradezu der Schrecken der Gäste geworden sind. Sie fressen alles, was die Gäste genießen, aus den Händen derselben, vom Tisch und von den Tellern weg. Das ist ein Vergnügen für die entzückte Kinderwelt!

Um München herum haben sich in den letzten Jahren eine Menge von Waldrestaurationen aufgethan. Verschiedene Vereine haben sich Grundeigentum in den umliegenden Forsten erworben und sind dadurch in der Lage, ihren Angehörigen für den Sonntag prächtige Aufenthaltsorte in Gottes freier Natur zu bieten. Eine der schönsten derartigen Niederlassungen ist im Besitz des Männerturnvereins München; dem Vorgehen desselben sind bereits mehrere größere Turnvereine gefolgt. Bei Pasing, Gräfeling, Planegg, Deisenhofen, Vaterstetten, Perlach (Fasanengarten), Haar und so fort findet man größere oder kleinere Waldwirtschaften, in denen Sonntags das regste Leben herrscht.

Es giebt aber endlich auch Münchner, die selbst solche kleine Ausflüge nicht für nötig halten, um sich ein Sonntagsvergnügen zu verschaffen. Eine nicht geringe Zahl begnügt sich damit, sich Sonntagnachmittags im Hofgarten festzusetzen, um in einem der drei dort befindlichen Cafés eine Tasse Mokka, Thee oder Schokolade, eine Portion Eis und einen kleinen Berg Kuchen zu sich zu nehmen. Man isst, trinkt, plaudert und kritisiert die Toiletten der Umstehenden oder der Passanten. Manche Dame kennt kein höheres Sonntagsvergnügen als dieses dolce far niente.

Der unverbesserliche Urmünchner aber packt Sonntagsnachmittags seine Familie und die Ueberreste der Mittagsmahlzeit zusammen und wandert auf einen Keller. Wenn dann die frische Kellermatz schäumend vor ihm steht, wenn die Mutter das Restchen kalten Bratens zerteilt und die Familie erwartungsvoll dem Kommenden entgegensteht, dann ergreift wohl der Vater des Hauses das Wort und spricht etwa also: „Sehts, Kinder, dös is das wahre Sonntagsvergnügen! Schaugs sie's o, die Narren, die si' draußen die Stiefln und's G'wand z'reiß'n, die ums G'st' und Trinka rausa müass'n und nacha do nix G'schiet's net kriag'n — wie stehn a mir da? A Prachtbiel, was Guat's zum Schnabelier'n, greane Baam und a guate Luft ham ma a — mir kinna dableib'n, kinna hoamgeh' — kinna thoa, was ma wöll'n!“ Dann kühlt er die heißgelaufene Sprechmaschine, giebt das Gefäß der Freude an die still ergebene Gattin ab, welche es wiederum bei den Spröhlungen zirkulieren läßt.

„So, Mar!,“ sagt er dann befriedigt, „jezt holst a Neue — ja freili — nausgeh'n — 's Geld verfahr'n — hungri und dursti hoamkemma — mir gangst!“

Von den Tagesausflügen, welche Sonntags von München aus gemacht werden, soll hier nicht gesprochen werden. Abgesehen von den leicht erreichbaren Orten, werden kaum glaubliche Partien und Reisen über den Sonntag unternommen. Die Berge im Schliersee- und Tegernseergebiet erdröhnen unter den Tritten der Touristenbataillone, Tausende baden sich nur in Hochgebirgsseen; ganze Prozessionen marschieren am Sonntag durch das Kaiserthal bis zu den Steilwänden des Wilden Kaisers; das will aber noch gar nichts heißen! Gar mancher Münchner, der wohl über Geld, aber nicht über Zeit zu verfügen hat, kühlt sein Reisesieber in ganz anderer Weise. Ein Sonntagsausflug zum Karersee, auf die Mendel, so im Süden von Tirol gelegen sind, gehört nicht zu den Seltenheiten. Man benutzt den Samstagabendzug, kommt morgens um sechs Uhr in Bozen an, steigt in einen bereitstehenden Mietwagen, erreicht mittags den Mendelpaß, ist dort zu Mittag, besteigt den Penegal, fährt nachmittags zurück nach Bozen, wo man bequem zu Abend speisen und dann mit dem Nachtzug reisen kann; Montagsvormittags ist der Ausflügler wieder in seinem Geschäft thätig.

So stellt sich in großen Umrissen das Münchner Sonntagsvergnügen bis Ende September dar, dann erst ist Schluß der Saison, denn es beginnt ein Hauptvergnügen, bei dem kein Münchner fehlen darf, das ihm seine Reise ersetzt — das Oktoberfest, dessen Herrlichkeiten nur der zu würdigen weiß, dem es vergönnt war, sich in dieselben vollständig hineinzuleben.

B. Kauchnegger.

Im Spätherbst.

(Bild S. 97.)

Schon die Herbst-Tag- und Nachtgleiche bringt im Flachlande oft genug den ersten gelinden Nachtfrost und Kälte. Stiller und einsamer wird's in Feld und Wald, und wenn im Spätherbst der Wind das buntgefärbte Laub schüttelt, dann giebt es in den Bergen regelmäßig bereits Neuschnee. A. Thieles Gemälde „Im Spätherbst“ zeigt uns im Vordergrund einer prächtigen Hochgebirgslandschaft zwei mit ungemainer Naturtreue wiedergegebene Hirsche. Im September hört man gegen Abend das „Schreien“ des Edelwildes durch die Stille des Forstes tönen. Dann erlegt der kundige Weidmann den „König der Wälder“ auf dem Anstand oder Wirschgang, indem er ihn mit dem

„Hirschruf“ heranzieht. Ende Oktober beginnen die Treibjagden auf Rotwild und Rehböcke; im November aber wird Edel- und Damwild in vielen Gegenden schon nicht mehr geschossen, mit Ausnahme einiger Alttiere, die abgestellt werden können. Im übrigen dürfen die Hirsche ungestört äßen, wie die beiden auf unserm Bilde, von denen namentlich der hochaufrichtete dastehende ein herrliches Bild der Kraft und des Stolzes darstellt.

Prinz Hermann von Sachsen-Weimar †.

In Berchtesgaden, wo er Erholung suchte, verschied kurz nach der Vollendung seines sechsundsiebzigsten Lebensjahres Prinz Hermann von Sachsen-Weimar, Gemahl der 1898 verstorbenen Prinzessin Auguste von Württemberg und durch seinen jahrzehntelangen Aufenthalt in diesem Lande innig mit demselben verwachsen. Als zweiter Sohn des Herzogs Bernhard von Sachsen-Weimar am 4. August 1825 zu Schloß Altenstein im Herzogtum Meiningen geboren, trat er mit achtzehn Jahren in das württembergische Heer ein und durchmaß die militärischen Rangstufen. Ende der fünfziger Jahre war der Prinz Oberst und Kommandant der Leibgarde zu Pferde, später Kommandeur des 2. Reiterregiments. Im Jahre 1862 wurde er Generalmajor und Kommandant der württembergischen Reiterdivision. Im Jahre 1879 wurde er zum General



Kupf. von Poppe, Braunsch., Stuttgart.

Prinz Hermann von Sachsen-Weimar †.

der Kavallerie ernannt, und am 30. September 1894 beging er sein fünfzigjähriges Militärdienstjubiläum. In rastloser Thätigkeit hat der Prinz seine ganze Schaffenskraft in den Dienst des württembergischen Königshauses und des württembergischen Volkes gestellt. Gemeinnützige Unternehmungen aller Art, patriotische, künstlerische und wohlthätige Vereine erfuhren durch ihn eifrige Förderung. Am populärsten wohl ist er geworden als Ehrenpräsident des württembergischen Kriegerbundes, der unter seiner Leitung zu hoher Entwicklung gedieh. Sein warmes Interesse für die Industrie belundete der Prinz als Protektor des Vereins für Handelsgeographie und des Exportmusterslagers in Stuttgart, wie durch zahlreiche Besuche in gewerblichen Etablissements des württembergischen Landes. Nicht minder verdient machte sich Prinz Hermann, wie man ihn kurzweg in Württemberg nannte, um die Entwicklung des Sports in Deutschland. Fünf Kinder trauern an der Bahre des vollstündlichen Prinzen: Prinzessin Pauline, geboren 25. Juli 1862, vermählt mit dem inzwischen verstorbenen Erbgroßherzog von Sachsen-Weimar; Prinz Wilhelm, geboren 31. Dezember 1863, preussischer Major à la suite der Armee, vermählt mit der Prinzessin Gerta zu Hohenburg und Büdingen; Prinz Bernhard, geboren 10. Oktober 1865, preussischer Major à la suite; Prinz Ernst, geboren 9. August 1869, Dr. juris, Kommandeur des Dragonerregiments Nr. 25; Prinzessin Olga, geboren 8. September 1869.

Von der Elbemündung.

(Bild S. 96.)

Majestätisch, in einer Breite von 15 Kilometern, ergießt sich bei Cuxhaven die Elbe in die Nordsee. Cuxhaven, der Vorhafen von Hamburg, kommt auch als Seebad von Jahr zu Jahr mehr in Aufnahme. Für die Badegäste bildet der Abgang eines der Hamburg-New Yorker Schnell-dampfer, dieser „schwimmenden Paläste des Ozeans“, jedesmal ein besonders anziehendes Schauspiel. Jeden Mittwoch abend kommt der am Donnerstag seine Ueberfahrt antretende Schnelldampfer der Hamburg-Amerika-Linie von Brunshausen die Elbe hinunter, um bei Cuxhaven die Kajütenpassagiere an Bord zu nehmen, die am Donnerstag

morgen von Hamburg auf der Eisenbahn dorthin befördert werden. Die Zwischendecker befinden sich schon an Bord, da sie schon am Mittwoch nachmittag mit einem Dampfer von Hamburg nach Brunshausen gebracht worden sind, so daß dann also auf dem vielgenannten, augenblicklich schnellsten Passagierdampfer der Welt, der „Deutschland“, bereits über 800 Reisende versammelt sind, zu denen noch etwa 700 Kajütenpassagiere kommen. Die Expedition erfolgt ungemein rasch. Um 11 Uhr trifft der Schnellzug mit den Passagieren ein, die sich sofort auf den im Hafen liegenden Revierdampfer „Blantenese“ begeben, der alsbald zu dem im Strom liegenden Schnelldampfer hinfährt. Die Reisenden verfügen sich gleich nach Ankunft auf diesen, ihr Handgepäck bringen die Stewards an Bord, und sobald die oft aus 300 bis 400 Stücken bestehende Post hinübergeschafft ist, wird der Anker aufgenommen. Das stolze Schiff wendet sich dem Ozean zu, bis zum vierten Feuerschiff noch langsam, um dann mit vermehrter Fahrtsschnelligkeit bald hinter Neuwerk zu verschwinden. Die ganze Expedition hat kaum eine halbe Stunde in Anspruch genommen. In umgekehrter Reihenfolge findet bei den übrigen Dampfern am Freitag, bei der „Deutschland“, welche die Reise um 24 Stunden schneller macht, aber schon am Donnerstag nachmittag der Empfang der von Amerika kommenden Passagiere statt. Alsdann ist regelmäßig die „Alte Liebe“ in Cuxhaven dicht mit Badegästen und mit gerade an Land befindlichen Seeleuten besetzt, welche sich dies Schauspiel nicht entgehen lassen wollen. Jenen romantischen Namen, der 1756 urkundlich zuerst nachzuweisen ist, führt das in die Elbe hineinragende Bollwerk an der Cuxhavener Hafeneinfahrt, das wir im linken Vordergrund unsrer Ansicht auf Seite 96 erblicken. Die Bezeichnung soll nach der einen Angabe daher stammen, daß hier einst ein Schiff, das den Namen „Alte Liebe“ führte, gestrandet sei, dessen Trümmer man zum Bau des Bollwerks verwendet habe; nach anderer Angabe hätten dazu die Planken von drei ausgehenden Schiffen gedient, deren größtes „Die Liebe“ geheißen habe.

Der Mord in der Villa Hobalt.

Kriminalroman

von

Friedrich Thieme.

(Fortsetzung.)

Der Termin der Testamentseröffnung war erschienen, Hobalt als der einzige gesetzliche Erbe vorgeladen, der Erschließung und Vorlesung beizuwohnen. Mit ernster Miene, in steifer stolzer Haltung, in seinem Reichtum entsprechend eleganter, wenn auch würdiger und seiner derzeitigen Situation angemessener Toilette harnte er des Beginns der Verhandlung; höchstens in dem nervösen Spiel seiner mit goldenen Ringen bedeckten Finger jene Erregung verrätend, der wohl auch der kühlste und uneigennützigste von uns in einem derartigen Falle nicht Herr zu werden vermöchte.

Der die Verhandlung leitende Richter prüfte zunächst die Unverletztheit des Verschlusses, worauf er das ziemlich starke Couvert erbrach und aus einer Reihe von Papieren und Dokumenten das eigentliche Testament hervorholte.

Hobalt, nicht begreifend, was seine Schwester mit der Menge der ihrem letzten Willen beigelegten Schriftstücke beabsichtigen könne, spannte unwillkürlich die Augenbrauen hoch und heftete seine Augen erwartungsvoll auf den Beamten.

„Sie sind Herr Hobalt — Alban Hobalt?“

„Ja wohl, Herr Rat.“

„Dem Gerichte der Persönlichkeit nach bekannt — Sie sind der einzige nachweisbare gesetzliche Erbe Ihrer Schwester, der Josephine Minna Hobalt?“

„Meines Wissens ja.“

„Sie haben sich überzeugt, daß der Verschuß des Dokuments unberührt war?“

„Ja.“

„So vernehmen Sie dessen Inhalt.“

Der Richter erhob die Schrift und begann mit lauter Stimme und unter scharfer Accentuierung der besonders bemerkenswerten Stellen das Folgende zu lesen:

„Mein letzter Wille.“

„Ich, Josephine Minna Hobalt, geboren den 15. Dezember 1854 in Karlsruhe, wohnhaft zu Dresden-Strehlen, — Straße Nr. . . dispositions- und geschäftsfähig im Sinne des Gesetzes, bestimme hierdurch zum Universalerben meines Geistes, auf rund 200 000 Mark sich belaufenden Vermögens meinen ehelich geborenen Sohn Rudolf Karl Weringer, genannt Sellemann, 24 Jahre alt, wohnhaft zu Zittau, — Straße Nr. . .“

Der Vorleser hielt inne und warf einen erstaunten Blick auf den Zuhörer. Letzterer, bei der Erwähnung des zum Erben eingesehten Sohnes wie vom Blitz getroffen zurücktaumelnd, erfaßte mit der rechten Hand die Lehne des neben ihm stehenden Stuhles, um sich aufrecht zu erhalten. Sein Antlitz überzog auf Augenblicke eine Rastfarbe — seine Lippen zuckten wie im Krampfe.



Aus maurischer Zeit. Nach dem Gemälde von Alexander Wagner.



Geführtes Bildnis. Originalzeichnung von Jos. Albrecht Kirchner.

„Ihre Schwester war also verheiratet, Herr Hobalt?“ fragte der Richter verwundert. „Ich denke, sie lebte im ehelichen Stande.“

„Das glaubte ich auch — mir ist weder etwas von ihrer Heirat noch von einem Sohn bekannt,“ stammelte der Häufelkönig verwirrt, indem er alle seine Kräfte sammelte, um dem schweren und unerwarteten Schlag, der ihn getroffen, Widerstand zu leisten. „Und ich — ich kann auch nicht daran glauben,“ sprach er mit fast fallender Stimme weiter. „Die — die Täuschung wäre — zu unerhört. Das Testament kann nicht echt sein.“

„Kommen Sie her und prüfen Sie, ob das die Handschrift Ihrer Schwester ist.“

Hobalt wandte zum grünen Tische des Richters, seine Augen schweiften gierig über die eng beschriebenen Seiten.

„Es ist allerdings ihre Handschrift.“

„Nun wohl — an der Echtheit des Testaments kann ja auch gar kein Zweifel bestehen, Herr Justizrat Feisthorn hat es von ihr selbst in Gegenwart der gefähigsten Zeugen in Empfang genommen. In der Dispositionsfähigkeit der Erblasserin noch der beglaubigten Versicherung desselben Herrn und der Zeugen ebenfalls nicht. Allerdings enthält das Dokument eine Ueberraschung, auf die niemand gefaßt war, indessen zweifle ich nicht, daß der weitere Inhalt der Schrift, die noch sehr lang ist, die volle Aufklärung über alles enthält, und uns auch zugleich darüber Aufschluß giebt, was es mit diesem plötzlich auftauchenden Sohn für eine Bewandnis hat und inwieweit seine Legitimität nachgewiesen ist. Hören Sie weiter.“

Der Richter fuhr in seinem Vortrage fort:

„Alle auf die Geburt meines Sohnes und meine Heirat Bezug habenden Dokumente sind von mir, um jeder Anfechtung meines letzten Willens im voraus die Möglichkeit des Erfolges zu benehmen, dem Testament beigelegt worden.“

„Das scheint allerdings der Fall zu sein und werden wir diese Papiere nachher zu prüfen haben,“ unterbrach sich der Richter, worauf er nach einem halb besorgten Blicke auf Hobalt, der wie gebrochen auf den Stuhl gesunken war, weiterlas:

„Ich sehe voraus, daß meine Verfügung Aufsehen hervorrufen wird. Man hält mich allgemein für unvermählt, mein eigener Bruder weiß nichts von meiner Ehe. Und doch hat sie bestanden, und zu Recht. Ich bin Witwe seit einundzwanzig Jahren. Gern hätte ich mein Geheimnis mit ins Grab genommen, aber die heiligen Pflichten der Mutter nötigen mich nach dem Tode ein Geständnis ab, das ich, nachdem ich es so lange in mir zurückgehalten, im Leben abzugeben weder mehr Kraft noch Mut gefunden hätte. Indem ich die ganze Geschichte meiner Heirat hier erzähle, will ich zugleich versuchen, die Motive meines nachherigen Verhaltens darzuthun.“

Ich war zwanzig Jahre alt, als ich zuerst den seinerzeit nicht unberühmten Schauspieler Rudolf Weringer in München, dem damaligen Wohnsitz meiner Eltern, kennen lernte. Ich erblickte in ihm das Ideal eines Mannes, er war berausend schön, seine Stimme klang wie dämonische Musik, seine Augen besaßen eine faszinierende Kraft. Er bezauberte alle Frauen und Mädchen, und wenn sich zu dieser unbeabsichtigten Wirkung gar der Wille gesellte, der bewußte Wunsch zu bezaubern, so war der außerordentliche Gegenstand hoffnungslos verloren. Ich war ein reiches und gleichzeitig, wie die Menschen wenigstens behaupteten, schönes Mädchen, mich wollte er bezaubern, er hypnotisierte mich gewissermaßen durch einen einzigen mit dem Ausdruck seiner Liebe und seines Willens ausgerüsteten Blick. Ich Arme gehörte ihm ja schon, ehe ich noch Hoffnung hegen durfte, ihn mein zu nennen, war schon entschlossen, mich von ihm erobern zu lassen, bevor er noch die Absicht hierzu an den Tag gelegt. Was seine Absichten gerade auf meine Person gelenkt, ob lediglich mein Reichtum, oder Reichtum und Schönheit zusammen — denn letztere allein vermochte einen Mann wie ihn sicherlich nicht hinzureißen —, ist mir unbekannt, damals glaubte ich an die Aufrichtigkeit und Uneigennützigkeit seiner Liebe. Ich wenigstens liebte ihn mit aller Kraft und Wärme meines Herzens, habe nicht einen Augenblick aufgehört, ihn zu lieben, trotz allem, was er mir angethan, ich liebe ihn noch und habe mein ganzes Leben um ihn getrauert! Nicht mein Schicksal war es, was ich beweinte, wie die Menschen sich einbildeten, sondern seinen Tod, den Tod meines Rudolf, und mein größtes, erhabenstes und stolzestes Bewußtsein ist es, daß sein Sohn das Ebenbild ist des herrlichen Gefäßes, während die wilden, gährenden Leidenschaften des Vaters bei ihm offenbar durch den sanfteren Einfluß meiner Individualität gemildert und geläutert sind. O, wie liebe ich diesen meinen teuren Sohn! Und doch hat er nie erfahren, daß ich seine Mutter bin; mit dem schwachen Abglanz der Kindesliebe als die einzige Freundin seiner toten Mutter muß ich mich begnügen! Wie oft habe ich gedacht, ich wollte mich ihm offen-

baren, mit ihm nach Amerika, seiner Heimat, zurücklehren und dort die herrlichen Vorrechte der Mutter genießen! Warum habe ich es nicht gethan? Weil ich ein schwaches Weib bin, in welchem das Muttergefühl mit der falschen Scham in beständigem Kampfe liegt. Aber an dieser Stelle sei alles ausgesprochen, sei der schwere Stein von der Brust gewälzt, sei das Geheimnis, das mein Leben verbittert, preisgegeben; mein Sohn soll vernehmen, wie seine arme Mutter ihn geliebt hat, wie sie täglich, stündlich sein und seines Vaters Bild, die sie sorgfältig in ihrem Schrein verborgen hielt, mit heißen Küssen bedeckte, wie sie ihre Wangen daran drückte, als seien es lebendige Wangen, und die papierenen Abbilder an ihre Brust preßte mit grenzenloser Innigkeit!

Doch ich entwerfe diese Schrift nicht, um meinen Lebensroman zu schreiben. Hier sind nur Thatsachen am Platze, keine Empfindungen! Meine Eltern hatten mich, wie ich anerkennen muß, in wohlmeinendster Absicht einem angesehenen Offizier zur Gattin bestimmt, und wer weiß, ob ich mich ihren Plänen widersetzt hätte, wäre mir nicht Rudolf Weringer in den Weg getreten. Wir hatten uns Treue gelobt, mein romantisches Gemüt achtete das Gelöbnis einem Eide gleich. Meine Eltern waren außer sich, als ich ihnen meine Liebe gestand, sie beharrten nicht sowohl auf der Verbindung mit ihrem Protegé als auf der Lösung meines Verhältnisses zu Weringer. Sein Charakter bot ihnen keine Bürgschaft für mein künftiges Glück. Ich war rasend, verblendet, ich traute den Einflüsterungen des Geliebten. Er berebete mich zur Flucht. Wenn wir solcher Gestalt deinen Eltern die Pistole auf die Brust setzen, werden sie nachgeben, argumentierte er. „Uebrigens,“ so redete er mir vor, werden wir in New York ohne viel Schwierigkeiten getraut, und der vollendeten Thatsache müssen sich deine Eltern fügen.“

Wir entflohen. Die Flucht gelang. Rudolf hatte recht, wir wurden in New York von einem Geistlichen ohne viel Schwierigkeiten kopuliert. Aber in seinen weiteren Schritten irrte er sich. Mein Vater teilte mir auf meine erste Zuschrift in einem kurzen, nur wenige Zeilen enthaltenden Schreiben mit, daß er mich nicht eher wieder als sein Kind ansehen werde, als bis ich reuig zurückgekehrt sei. Weitere Briefe werde er nicht annehmen. Nie dürfe ich hoffen, seine Sanction zu einer Verbindung mit diesem verderblichen Menschen und Don Juan zu erhalten. Ich versuchte es doch mit einigen weiteren Briefen, auch an meine Mutter, er nahm sie nicht an. Weder er noch meine Mutter erfuhren etwas von dieser inzwischen erfolgten Heirat; mein Gatte, nachdem er die Unmöglichkeit, den starren Sinn meines Vaters zu verjähnen, erkannt hatte, war der Meinung, daß ich meinen Angehörigen unsere Vereinigung besser verschweigen würde, weil ich dann hoffen könne, eher als im andern Falle Unterstützung von ihnen zu erlangen. Und der Unterstützung bedurften wir nötig — er besaß nichts, ich ebenfalls nichts, denn die wenigen Schmudsfachen, die ich mein genannt, waren rasch genug verfilbert und verbraucht, und bares Geld hatte ich nur etwa dreihundert Mark besessen. So lebten wir längere Zeit so gut es ging, mein Mann spielte Klavier in Schenken und Matrosenkneipen, eine Beschäftigung, die uns notdürftig das Leben fristete, ihn selbst jedoch immer mehr herunterbrachte und ihn schließlich dem Trunke in die Arme warf. Unter solchen Verhältnissen empfing ich meinen Sohn als ein Schmerzenskind — ich weinte mehr über sein dürftiges Bettchen, als je eine Mutter über ihrem Kinde geweint hat. Unsere Verhältnisse gestalteten sich immer trüber, mein Mann geriet in schlechte Gesellschaft, machte mir verabscheuungswürdige Vorschläge, und als ich seine Pläne mit Entrüstung zurückwies, verließ er mich ganz.

Ich lebte ruhiger ohne ihn wie mit ihm; durch meiner Hände Arbeit fristete ich mein und meines Kindes Dasein. Endlich erlag mein Gatte seinem ziellosen Treiben, ich betrauerte ihn tief, ohne mich der Einsicht, daß er so besser aufgehoben sei, zu verschließen. Hatte ich doch zuletzt noch die entsetzliche Entdeckung machen müssen, daß er nicht nur ein Leichtsinziger, sondern sogar ein Verbrecher sei, er hatte Wechsellagerung gefälscht und wurde von Deutschland aus stückweise verfolgt. Nach seinem Tode legte ich seinen Namen ab und nahm meinen Mädchennamen wieder an. Um jene Zeit erreichte mich mit der Nachricht vom Ableben meines Vaters die Aufforderung meiner Mutter, zu ihr zurückzukehren. Ich beschloß, ihrer Einladung zu folgen, und brachte meinen Sohn in einer einfachen, aber ehrenhaften deutschen Familie in Pottsville unter, indem ich mich ihr nicht als Mutter des Kindes, sondern als Freundin der verstorbenen Mutter desselben vorstellte.

Ich gab das Kind für eine Waise aus; ich habe, spiegelte ich vor, der Mutter auf dem Sterbebett gelobt, für es Sorge zu tragen. Der Deutsche, dem ich den Knaben übergab, war ein Schuhmacher und hieß Sellemann. Ich setzte dem Kleinen ein Ziehgeld aus,

das ich anfangs, meinen dürftigen Verhältnissen entsprechend, nicht sehr reichlich bemessen konnte, doch versprach ich, es zu erhöhen, sobald ich in bessere Verhältnisse gelangen würde. Zufrieden in dem Bewußtsein, mein Kind gut versorgt zu wissen, reiste ich nach der Heimat. Anfangs hegte ich wohl die Absicht, meiner Mutter alles zu gestehen, ich entdeckte aber bald, ich würde der dem Grabe zufliehenden tränklichen Frau, die auf meine noch immer nicht gänzlich erloschene Schönheit noch Hoffnungen setzte, durch die Eröffnung Kummer bereiten; das Bewußtsein, daß ich verurteilt sei, den Namen eines Verbrechers zu führen und die Familie, auf die sie stolz war, mit den verwandtschaftlichen Beziehungen zu einem Glenden zu bestücken, hätte sie getötet. Deshalb schwieg ich vorerst. Meine Mutter starb, das Vermögen meiner Eltern ging an mich und meinem Bruder über. Ueberall kannte man mich nur als Fräulein Hobalt, ich fand nicht die Kraft in mir, mein Geheimnis zu offenbaren. Drei Gründe vor allem befestigten mich in meinem Streben, die Täuschung vor der Welt aufrecht zu erhalten. Einerseits schämte ich mich selbst, als die Frau eines stückweise verfolgten Verbrechers zu gelten, außerdem hielten mich die Rücksichten auf die gesellschaftliche Stellung meines Bruders und die Ehre meiner Familie zurück, und dann fürchtete ich auch — ich bin ja ein Weib — die gesetzliche Strafe, der ich nun, nachdem ich jahrelang die Behörden und die Welt betrogen, mich aussetzte. Und je mehr die Zeit verstrich, je weniger vermochte ich den Gedanken zu ertragen, vor der Welt plötzlich als Betrügerin dazustehen.

Meine Strafe dafür erlitt ich in meinem Innern. Ich hatte mich selbst zur Trennung von dem Liebsten verurteilt, was ich besaß, ich hörte nie den süßen Mutternamen von seinen Lippen. Zuletzt ward die Sehnsucht zu mächtig in mir, ich suchte nach einer Möglichkeit, das Kind in meiner Nähe zu haben, um es wenigstens von Zeit zu Zeit sehen zu können. Der Pflegevater Rudolfs, so hatte ich meinen Sohn genannt, hatte in seinen Briefen an mich schon mehrfach den Wunsch kundgegeben, die alte Heimat wieder aufzusuchen. Der Wunsch ward zum feststehenden Entschluß, als der Tod seiner Frau ihm den Aufenthalt drüben noch über erscheinen ließ, als es bis dahin ohnedies der Fall war. Ich kam ihm gern entgegen und bewog ihn, da ich inzwischen nach Dresden gezogen war, sich in Zittau niederzulassen, was für meine Absichten bequem genug lag; ich bewilligte ihm die Mittel zur Gründung einer Schuhfabrik, die durch seinen Fleiß auch bald genug zu erfreulicher Blüte gelangte. Solange er in Amerika weilte, hatte ich keine Veranlassung, ihm den wahren Namen meines Kindes mitzuteilen, sobald er sich jedoch in Deutschland niederließ, stand ich vor der Notwendigkeit, ihm mein Geheimnis anzuvertrauen, da die Legitimation des Knaben der Behörde gegenüber es erforderte.

Er war durchaus ein Ehrenmann, der seinen Vorteil über mich nie ausnützte und mir unverbrüchlich sein Versprechen der strengsten Verschwiegenheit gehalten hat. Der Knabe bekam nun seinen wahren Namen zurück, ohne jedoch zu erfahren, daß seine Mutter noch am Leben sei. Beide Eltern, hieß es, ruhten drüben jenseits des Ozeans im Grabe. Um für den Fall meines Todes mein Vermögen für meinen Sohn sicherzustellen, übergab ich dem braven Sellemann die hier beigelegten Dokumente, die ich mir mit erheblichen Kosten schon früher besorgt hatte, in einem versiegelten Couvert, mit dem Auftrage, nach meinem etwaigen Ableben die Ansprüche meines Pflege Sohnes geltend zu machen; der wackere Mann bezahlte jedoch seinen Naturzoll eher als ich; als er vor etwa einem Jahre heimging, gab er mir auf seinem Sterbebett mein Paket zurück. Er hat mir seltene Treue bewahrt — ich ehre sein Andenken!

Ich sah mich nun in die Lage versetzt, zur Sicherung des Erbrechtes meines Sohnes einen andern Weg einzuschlagen. Das inzwischen in Kraft getretene neue Bürgerliche Gesetzbuch verstattete mir die Möglichkeit, ein vollständiges Testament niederzulegen, ohne mich von neuem jemand anzuvertrauen — ich benutze sie mit Freuden, in der Hoffnung, daß der Tag doch noch erscheint, der meiner inneren Qual ein Ende bereitet, der mir den Mut giebt, was dunkel ist, zu erhellen und meinem Sohne zu offenbaren, was ich ihm bin. Denn zu einem prächtigen, tüchtigen Menschen hat ihn der wackere Schuhfabrikant erzogen, er hat die Liebe eines Vaters durch ihn genossen, guten Unterricht erhalten und sich geistig und körperlich auf das Beste ausgebildet. O wie unendlich liebe ich ihn! Mit welchen Gefühlen hab' ich ihn, wenn ich in Sellemanns Hause weile, an meine Brust gedrückt, o wie gern hätt' ich ihn stundenlang geherzt und geküßt, und doch durfte ich mich nicht verraten! Ich war nur die Tante — die Freundin seiner Mutter! Aber er vernahm von seinem Pflegevater, wie viel ich für ihn gethan, und liebte und verehrte mich! Das letzte Mal, als ich dort war, schien er fast etwas zu

ahnen, er bestürmte mich mit Fragen nach seinen Eltern; wie sie ausgesehen hätten, wollte er wissen, wo sie gelebt hätten, wer sie gewesen und wo sie begraben lägen! Ich mußte stark an mich halten, daß meine fieberhafte Alteration mich nicht verriet!

Mein Bruder Alban möge mir verzeihen, daß ich ihn nicht in das Mystikum meines Lebens eingeweiht habe. Ich liebe ihn, und er liebt mich auch, aber wir sind innerlich verschiedene Naturen. Er hätte mich gewiß nicht verstanden, und mein Geständnis hätte ihn, dem seine gesellschaftliche Ehre so hoch steht, nur beunruhigt. Erst wenn diese Blätter erschlossen werden, mag offenbar werden, was niemand geahnt hat. Möge mein Sohn die Motive seiner unglücklichen Mutter nicht verkennen, die bis zum letzten Augenblick nicht aufgehört hat, ihn zu lieben, wie sie niemals aufhörte, zu leiden und zu dulden! Gott segne ihn mit seinem reichsten Segen, wie ich, seine Mutter, ihn segne aus der tiefsten Tiefe meines blutenden Herzens!

Der Richter hielt bewegt inne, er blickte Hobalt an, der noch immer in seiner Versunkenheit verharrte. Ohne etwas zu äußern, prüfte der Beamte aufmerksam die beigelegten Papiere.

„Herr Hobalt,“ begann er dann mit erhobener Stimme, „das Testament ist vollkommen rechtsgültig, an der Authentizität der Urkunden kein Zweifel, der Erbe ist vierundzwanzig Jahre alt, also majorann — ich muß einen neuen Termin ansetzen und ihn dazu vorladen.“

Hobalt stand auf, tief und hastig atmend, verstörten Blickes.

„Sie müssen mich entschuldigen, Herr Rat“ — er fuhr sich mit der Hand durch das Haar, — „ich bin hochgradig nervös, und diese mit so elementarer Gewalt über mich hereinbrechende Enthüllung hat mich alteriert — alteriert im höchsten Grade! Nicht um des Erbes willen, das ich meinem Neffen von Herzen gönne — aber die Thatfache, daß ein solcher überhaupt existiert, daß meine gute Schwester ein solches Geheimnis so lange vor mir verborgen halten konnte, das ist es, was mich schmerzt und erregt!“

Der Richter gab in einigen Worten zu erkennen, wie erklärlich er einen derartigen Gemütszustand finde, und wie gut er sich in denselben hineinzuversetzen vermöge, er reichte dem reichen Manne mitfühlend die Hand. Der Häuferrkönig entfernte sich raschen Schrittes, durchheulte in stolzer, gerader Haltung die Korridore des Gerichtsgebäudes, grüßte auf dem kurzen Wege vom Portal bis nach seinem Wagen höflich und liebenswürdig einige Bekannte, die der Zufall vorüberführte, dann stieg er, von neidischen und bewundernden Blicken begleitet, in seine elegante Equipage, rief dem Kutscher zu: „Nach Hause“ und schloß die Thür hinter sich, deren Vorhänge er innen fest zusammenzog. —

Als er eine halbe Stunde später vor seiner Villa aus dem Wagen stieg, bemerkte man keine Spur von Erschütterung mehr in seinem Wesen, er war derselbe, der er immer war, der liebenswürdige, vornehme, gleichmäßige Mann, als den alle seine Bekannten ihn schätzten und hochhielten.

6.

Am andern Morgen fuhr Hobalt nach Bittau. Ohne sich aufzuhalten, begab er sich in die Stadt und erfragte die Straße, in welcher nach der Angabe im Testament Rudolf Weringer, genannt Sellemann, wohnte. Unten im Hausflur fragte er eine eben die Treppe herunterkommende alte Frau nach Herrn Weringer.

„Weringer?“ fragte diese erstaunt, „den giebt es hier nicht.“

„Sellemann — Herr Sellemann,“ verbesserte sich der Häuferrkönig, sich besinnend.

„Ach, Herr Sellemann — der wohnt oben eine Treppe — es ist mein Mieter.“

„Ich möchte ihn sprechen.“

Die alte Frau blieb stehen und stemmte die Hände in die Seite.

„Ihn sprechen — er ist ja nicht da.“

„So ist er ausgegangen?“

„Ausgegangen?“ Die Alte hörte offenbar ein wenig schwer. „Nein, ausgegangen ist er eigentlich nicht.“

„Oder verreist,“ fragte Hobalt ungeduldig.

„Verreist — ja, er muß verreist sein. Ach, lieber Herr, wir sind in großer Angst um ihn, er ist nun schon seit mehreren Tagen fort und ist nicht wieder nach Hause gekommen — hat auch keine Nachricht gesandt.“

Hobalt stutzte.

„Wo ist er denn hingereist? Hat er denn, als er fortging, nichts hinterlassen?“

„Gewiß, er sagte mir, er wolle nach Dresden fahren, käme aber spätestens am zweiten Tage abends zurück. Und nun — lieber Himmel, nun sind es schon sechs Tage, und er ist noch nicht da. Sicherlich ist ihm etwas passiert!“

„Wer weiß,“ murmelte Hobalt, indem er sich zum Gehen wandte. Schon an der Thür schien er andern Sinnes zu werden, er drehte sich wieder um und sagte: „Was für einen Beruf hat der junge Mann eigentlich?“

„Beruf? Kaufmann,“ gab die alte Frau in demselben lauten Tone zurück, in welchem die Frage an sie gerichtet worden war.

„Signes Geschäft?“ schrie ihr Hobalt in die Ohren. „Nein, er ist Buchhalter im Bankgeschäft von Lauffer und Borrmann.“

„Hat er sonst noch Verwandte hier — von seiten seines Pflegevaters?“

„Verwandte? Nein, gar keine. Nur seine Braut.“

„Er hat eine Braut?“

„Jawohl, und was für ein schönes Mädchen,“ meinte die gute Frau enthusiastisch. „Wie Milch und Blut! Und vornehm! Und gut! Bloß Geld hat sie nicht — gar keins! Sie führt jetzt ihrem Bruder die Wirtschaft; ihr Bruder ist ein gescheiter Mensch, hat sich hier vor kurzem als Rechtsanwalt niedergelassen, der hat was im Kopfe, sag' ich Ihnen.“

„Wie heißt er denn?“

„Altner.“

„Und wohnt?“

„In derselben Straße am andern Ende — Sie sehen gleich das Schild — Lorenz Altner steht daran, es ist noch ganz neu.“

Der Architekt dankte der alten Frau mit der ihm eignen Liebenswürdigkeit, worauf er das Haus verließ, um sich von einem Jungen, der ihm in den Weg lief, das Bankgeschäft von Lauffer und Borrmann zeigen zu lassen.

In das Bureau eintretend, fragte er nach einem der Herren Chefs. Herr Lauffer eilte sofort herbei, sich nach seinen Wünschen zu erkundigen.

„Kann ich einige Augenblicke allein mit Ihnen reden?“

„Bitte, treten Sie hier herein.“

Die Herren begaben sich in das Privatcomptoir des Banquiers.

„Mit wem habe ich die Ehre?“ fragte der Banquier erwartungsvoll.

„Architekt Hobalt aus Dresden.“

Das Antlitz des Banquiers begann in einem eigentümlichen Lichte zu erstrahlen. Die Falten darin glätteten sich wie durch Zauberschlag, der etwas blaßierte Ausdruck seiner grauen Geschäftsaugen verwandelte sich in einen bewundernden, der höflich selbstbewußte Ton in einen ehrerbietigen.

„Herr Hobalt — der Begründer der Neuen Villen-Gesellschaft?“

„Derselbe,“ erwiderte der Häuferrkönig nonchalant. Der Banquier verbeugte sich mit geschmeidiger Beilichkeit.

„Freut mich sehr, die Ehre zu haben, Sie bei mir zu sehen, Herr Hobalt. Bitte, nehmen Sie doch Platz — womit kann ich Ihnen dienen?“

Hobalt ließ sich mit vornehmer Nachlässigkeit in einen Sessel fallen.

„Ich komme in einer Privatangelegenheit. Sie haben einen jungen Mann im Comptoir Namens Rudolf Sellemann?“

„Jawohl, Herr Hobalt,“ erwiderte Lauffer.

„Er ist die Ursache meines Hierseins,“ bemerkte der Architekt langsam und scharf. „Ich sehe nicht ein, warum ich Ihnen nicht alles sagen soll, was zu sagen ist — morgen oder übermorgen werden die Zeitungen ja doch die ganze Geschichte in alle Welt hinauspfeifen. Sie haben von dem entsetzlichen Unglück gelesen, das mich betroffen hat?“

Die bewegliche Miene des aalglatten Banquiers präzentierte sofort alle bemerkenswerten Symptome der höchsten Teilnahme.

„Ich habe davon gelesen,“ antwortete er mit dem Ausdruck feierlicher Seelenstimmung. „Obgleich ich noch nicht die Ehre Ihrer persönlichen Bekanntschaft genoss, hat die furchtbare Schilderung alle Seiten menschlich-christlichen Mitgefühls in mir ertönen lassen.“

Ohne hierauf näher einzugehen, verfolgte der Besucher auf kürzestem Wege sein Ziel, indem er sagte: „Bei Gelegenheit der Eröffnung des Testaments meiner Schwester hat sich herausgestellt, daß sie — wovon selbst mir nichts bekannt war — als junges Mädchen in Amerika verheiratet gewesen ist und einen Sohn besitzt.“

Der Banquier quittierte über die vertrauliche Mitteilung mit bedeutungsvollem Neigen seines glattgeschornen Hauptes, das er mit einem leisen, Erstaunen und Interesse zugleich befeuchtenden „Ah“ begleitete.

„Der Sohn ist natürlich ihr Universalerbe — und Rudolf Sellemann ist dieser Sohn.“

Lauffer sprang wie elektrisiert von seinem Stuhle empor.

„Rudolf — Sellemann? Unser Buchhalter — was Sie sagen! Er ist der Universalerbe —“

„Von circa zweimalhunderttausend Mark! Ich bin hierher gekommen, ihm die frohe Botschaft zu über-

bringen und gleichzeitig mit meinem Neffen bekannt zu werden.“

„Zweimalhunderttausend Mark,“ wiederholte der Banquier, in Gedanken berechnend, wie viel die Summe, zu fünf Prozent Zinsen angelegt, jährliche Rente gewähren würde.

„Leider habe ich ihn nicht angetroffen — seine Wirtin erzählte mir, er habe vor sechs Tagen nach Dresden reisen wollen und sei bis heute nicht zurückgekehrt.“

„So ist es allerdings,“ rief der Banquier, sich wieder setzend. „Und wir sind in der größten Unruhe um ihn.“

„So etwas habe ich mir gedacht,“ brummte Hobalt, worauf er fragte, ob Rudolf Sellemann ein brauchbarer und intelligenter Mensch sei.

„Sehr brauchbar und intelligent, Herr Hobalt, sehr.“

„Auch solid?“

„Durchaus — nur etwas romantisch angelegt, so ein wenig Schwärmer, wissen Sie — so, was man als einen unpraktischen Menschen bezeichnet.“

„So bestätigt sich wohl meine Befürchtung glücklicherweise nicht,“ sprach der Besucher wie halb zu sich selbst.

„Welche Befürchtung?“

„Junge Leute sind manchmal leichtsinnig, und Rudolf hatte einen äußerst leichtsinnigen Vater. Als ich vernahm, er sei verschwunden, stieg plötzlich die Furcht in mir auf, er habe sich vielleicht Unterschlagungen zu schulden kommen lassen und sei entweder entflohen, um sich den Folgen seiner Handlungsweise zu entziehen oder habe sich vielleicht aus Furcht vor Strafe das Leben genommen?“

Der Banquier schüttelte den Kopf. „Nein, Herr Hobalt, nichts Derartiges liegt vor. Herr Sellemann hat mit der Kasse gar nichts zu thun, außerdem ist er wie gesagt zwar ein Schwärmer, aber von durchaus ehrenwerthem Charakter.“

„Das freut mich zu hören.“

„Wir neigen eher der Ansicht zu, daß dem armen jungen Mann ein Unfall zugestoßen ist. Wir warten jeden Augenblick auf Nachricht, auf ein Telegramm oder sonst etwas —“

„Sobald Sie solche erhalten, bitte ich Sie um telegraphische Mitteilung — ich ängstige mich naturgemäß um das Schicksal des jungen Mannes —, ich bin sein nächster Verwandter, so gut wie sein Vater, und hätte mir eine Pflicht daraus gemacht, für ihn zu sorgen, mich seiner anzunehmen. Die Kosten wollen Sie mir belassen.“

Der Banquier lächelte verbindlich. „O, wegen der paar Groschen; wir ergreifen mit Vergnügen die Gelegenheit, uns Ihnen gefällig zu erweisen.“

„Empfangen Sie im voraus meinen herzlichsten Dank,“ sagte Hobalt, sich erhebend und seinen Hut ergreifend. „Verzeihen Sie die Belästigung — meine Adresse ist Ihnen bekannt?“

„Jawohl, Herr Hobalt. Verzeihen Sie, bitte, noch einen Moment, und gestatten Sie mir, Ihnen meinen Compagnon Herrn Borrmann vorzustellen, er würde es mir gewiß nie verzeihen, wenn ich die Gelegenheit verabsäumt hätte.“

Hobalt stimmte huldvollst zu, worauf Herr Borrmann unverzüglich gerufen und feierlich präsentiert wurde. Beide Herren complimentierten den Millionär und Großunternehmer dann mit ihren liebenswürdigsten Bücklingen zur Thür hinaus, sodann zogen sich beide schleunigst in das Privatcomptoir zurück, wo Herr Lauffer in halblaute Töne über seine interessanten Neuigkeiten Bericht erstattete.

Hobalts nächster Gang war zu dem Rechtsanwalt Altner. Einmal in Bittau, wollte er nichts unversucht lassen, den Zweck seiner Reise zu erreichen. Ein sehr junges Dienstmädchen, das ihn höchst verwundert fast mit den Augen verzehrte, leitete ihn in ein sehr kleines Bureau mit nur wenigen, den Eindruck völliger Neuheit und Unbenützung hervorrufenden Möbeln, und bat ihn, einige Augenblicke zu verweilen. Die naive Person schien aber von der Zeit durchaus unvollkommene Begriffe zu hegen, denn die „einigen Augenblicke“ dehnten sich beinahe zu einer Viertelstunde aus. Herr Rechtsanwalt Dr. jur. Altner machte sicherlich erst geeignete Toilette, weil er, wie der Besucher richtig vermutete, auf die Ankunft von Klienten ganz und gar nicht vorbereitet war.

Endlich trat er ein, ein junger, schlanker, blasser Herr von neunundzwanzig oder dreißig Jahren, mit stark gelocktem schwarzen Haar, einem dito Schnurrbart und einem gewaltigen Renommierschni auf der linken Wade. Er war tadellos gekleidet, wie für ein Plaidoyer, nur die Robe fehlte.

Den Ankömmling höflich und, wie es schien, hocherfreut begrüßend, entschuldigte er sich bescheiden, daß er den Herrn habe warten lassen, er sei gerade mit der Abfassung einer dringlichen Depesche, deren Absendung keinerlei Aufschub erduldet, beschäftigt gewesen.

„O, bitte,“ versetzte der Architekt. „Der Beruf geht vor — meine Angelegenheit —“

„Eine Rechtsache, mein Herr?“

„Ist eine rein private,“ vollendete trocken der Besucher. „Mein Name ist Hobalt — Architekt Hobalt aus Dresden.“

Der Rechtsanwalt verbeugte sich und warf einen etwas unruhigen Blick nach der nicht ganz geschlossenen Thür des Zimmers, aus welchem er gekommen, und durch deren Spalt verstoßen ein wundervoller Mädchenkopf mit großen feurigen Augen hindurchlugte — eine von dem Fremden wohl bemerkte, aber blizschnell vorübergehende Erscheinung.

„Darf ich fragen, was Sie zu mir führt, Herr Hobalt?“

„Erlauben Sie mir zunächst eine Frage; sie wird Ihnen indiskret erscheinen, das Folgende aber wird sie rechtfertigen. Ihr Fräulein Schwester ist die Braut eines jungen Kaufmanns, des Herrn Rudolf Weringer, genannt Sellemann?“

„Ganz recht, Herr Hobalt,“ entgegnete erstaunt der junge Rechtsanwalt, „des Herrn Sellemann.“

„So ist er unter seinem eigentlichen Namen hier nicht bekannt?“

„Nur wenigen — man ist von jeher gewöhnt, ihn nach seinem Pflegevater zu nennen, und dieser Gebrauch wird sich schwer wieder aufrichten lassen.“

„Ist Ihr Fräulein Schwester bereits fest mit Herrn Sellemann verlobt?“

„Gewiß.“

„So darf ich zu Ihnen sprechen wie zu einem Verwandten — Sie gehören ja gewissermaßen schon zur Familie. Ich auch.“

„Sie auch? Ich habe nie gehört, daß — und doch — Ihr Name ist Hobalt? Ein Fräulein Hobalt war die treueste Freundin der Mutter meines zukünftigen Schwagers.“

„Sie hat den jungen Mann getäuscht. Sie war nicht die Freundin seiner Mutter, sondern seine Mutter selbst. Ich bin sein Onkel.“

Lorenz Altner brauchte einige Momente, um diese ungeheuren, wie ebensoviele Blitze auf ihn hervorstürzenden Neuigkeiten zu fassen.

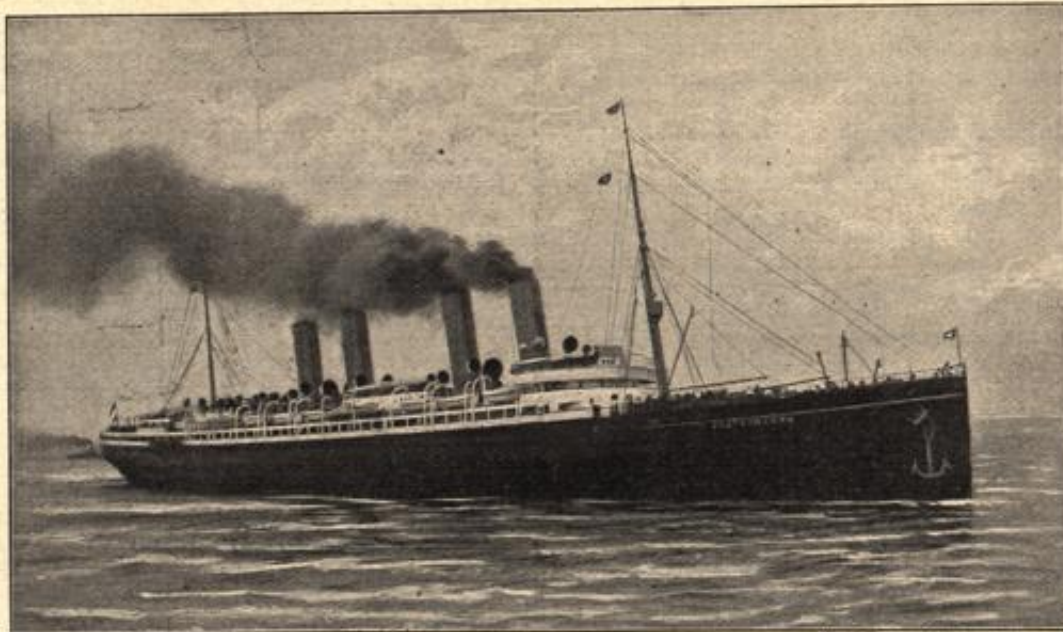
„Sie war seine Mutter? Und Sie sind sein Onkel

wunderbare Nachrichten übermittelt — der Onkel von Rudolf.“

Der Name Rudolf wirkte wie ein Zaubermittel. Der schöne Kopf, den Hobalt vorhin wie eine Erscheinung hatte auftauchen und wieder verschwinden sehen, erschien eine Sekunde an derselben Stelle, die feurigen Augen rekonoszierend auf den Besucher gerichtet, gleich darauf folgte die ganze Gestalt, und es kam dem ihr neugierig entgegenblickenden Hobalt im ersten Augenblick fast vor, als trete ein liebliches Gemälde aus seinem Rahmen.

Und doch hätte der Pinsel eines Malers kaum ein so entzückendes Menschenbild zu gestalten vermögen, wie die Natur in Ingeborg Altner es hervorgebracht; nicht groß, aber anmutig und pilant, mit graziosen, aber vollen Formen, mit einem feingeschnittenen, seelenvollen Gesicht, einem entzückend lieblichen Mund und den zierlichsten Füßchen. Und was für Augen: die ganze Kraft, der ganze Geist ihres Wesens schien sich zu konzentrieren in diesen dunklen, blühenden, glänzenden Sternen, in denen der forschende Blick in unendliche Tiefen zu versinken schien und über die sich die langen Wimpern

wie schühende, mildernde Schleier herabsenkten, als seien sie ganz besonders angebracht, um den sengenden, glühenden Strahl zu brechen. Das schwarzbraune schillernde Haar ließ die Weiße und Sammetweiche der Haut noch mehr hervortreten und stimmte vorzüglich zu dem einfachen Kostüm des jungen Mädchens, das, nur in einer dunkelroten Bluse und schwarzem Rock bestehend, keinen andern Schmuck aufwies als vorn an der Brust eine gediegene goldene Brosche von alttümlicher künstlicher Arbeit.



Phot. Straup & Co., Hamburg.

Der Schnelldampfer „Deutschland“ der Hamburg-Amerika-Linie.

— der Bruder jener Unglücklichen, von deren Ermordung wir mit so viel Teilnahme und Erschütterung gelesen? Wer sollte es glauben! Und doch hegte Rudolf längst derartige Vermutungen — einen Augenblick, mein Herr —“ der Anwalt stürzte nach der offen gelassenen Thür und rief durch die Spalte: „Ingeborg, komm doch, bitte, gleich mal herüber — komm nur, es ist kein Klient“ — durch die letzteren Worte klang doch ein Schimmer von Bedauern hindurch — „es ist ein Herr, der uns



Bei der „Alten Liebe“ in der Hafeneinfahrt von Cuxhaven. Nach dem Gemälde von Fritz Stoltenberg.



Im Spätherbst. Nach dem Gemälde von A. Thiele.

Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

„Meine Schwester Ingeborg,“ stellte Lorenz vor und wiederholte der jungen Dame die Eröffnungen des Besuchers.

„Und wie ist das alles an den Tag gekommen?“ forschte Ingeborg in freudiger Aufwallung.

„Durch das Testament,“ erwiderte Hobalt. „Und es ist noch nicht alles. Durch den letzten Willen seiner Mutter wird Rudolf der Universalerbe ihres Vermögens in Höhe von zweihunderttausend Mark — ihm schleunigst diese gute Botschaft zu bringen, bin ich hier.“

Der Rechtsanwalt sah seine Schwester betroffen an, diese erwiderte seinen Blick mit einer Miene, die man fast traurig nennen konnte.

„So reich soll er werden?“ rief sie bestürzt.

„Ist Ihnen das nicht recht, gnädiges Fräulein?“ fragte Hobalt lächelnd. „Fast scheint es, als betrachteten Sie die unerwartete Erbschaft eher als einen Nachteil denn als einen Vorteil?“

„Allerdings, denn sie setzt mich zu meinem Bräutigam in ein ungleiches Verhältnis.“

„Ihre Schönheit fällt auch in die Waagschale und zählt für ein Vermögen,“ versetzte galant der Architekt. „Mein Neffe hat durch seine Wahl einen feinen Geschmack bewiesen. Nehmen Sie das nicht für eine Schmeichelei,“ unterbrach sich Hobalt, als er bemerkte, wie die Züge Ingeborgs strenger wurden, „ich drücke nur aus, was ich tatsächlich in mir zu konstatieren so frei war, und meine nahe Verwandtschaft mit Rudolf giebt mir das Recht, meine Gedanken auszusprechen.“

„Der arme Rudolf,“ seufzte Ingeborg. „Wir fabeln hier von einem großen Vermögen, das er erben soll, und er ist vielleicht schon tot!“

„Ich habe davon gehört,“ bemerkte Hobalt ernst. „Von Ihnen hoffte ich Näheres zu erfahren, deshalb erlaube ich mir, Sie aufzusuchen. Haben Sie gar keine Ahnung, wohin er sich begeben hat?“

Der Rechtsanwalt zuckte wortlos die Achseln. Ingeborg aber sagte leise: „Keine“, und setzte nach einer Pause hinzu: „Er fuhr nur einmal nach Dresden, wollte aber schon am andern Tage zurück sein. Was er dort vorhatte, wollte er mir nicht anvertrauen. Es sollte eine Ueberraschung für mich werden. Wir haben schon an verschiedene Personen deponiert, umsonst — auch die hiesige Polizei ist seit gestern unterrichtet.“

„Gott gebe, daß der arme Rudolf nicht verunglückt ist!“ rief Lorenz.

„Gerade jetzt, so kurz vor unsrer Vermählung!“

„So gedenken Sie bald zu heiraten?“

„Schon in wenigen Monaten.“

„Und bietet Rudolfs Stellung Ihnen ein ausreichendes Einkommen?“

Ingeborg erröte. „O, wir sind bescheiden — außerdem hegt Rudolf andre Absichten. Er will sich selbstständig machen und steht bereits mit einem hiesigen Kaufmann, der sein Geschäft aufzugeben gesonnen ist, in Unterhandlung. Leider genügen seine und meine Ersparnisse nicht für die Anzahlung — es sind zehntausend Mark erforderlich, und wir besitzen zusammen höchstens dreitausend.“

„Diesem Uebelstande wäre jetzt freilich abgeholfen,“ tröstete Hobalt. „Wenn nur erst der Verschwundene selbst wieder zur Stelle ist!“

Lorenz, der unterdessen langsam und nachdenkend auf und ab gegangen war, blieb plötzlich vor dem Besucher und seiner Schwester stehen und rief wie von einem jähen Gedanken erleuchtet:

„Weißt du, Ingeborg, was Rudolf mit seiner Reise für einen Zweck verfolgte?“

„Was denkst du?“

„Sich die zehntausend Mark zu verschaffen — hat er nicht früher einmal die Aeußerung fallen lassen, er wollte sich wegen des Geldes an die Freundin seiner Mutter wenden? An Ihre Schwester, Herr Hobalt, die also seine wirkliche Mutter war. Nun ist sie aber auf so entsetzliche Weise ums Leben gekommen —“

Der Anwalt hielt auf einmal inne. Töblicher Schrecken malte sich auf seinem Gesicht.

Herr Hobalt, hat man nicht einen jungen Mann verhaftet, der hartnäckig über Namen und Herkunft schweigt?“

„Ja, gewiß,“ entgegnete Hobalt zusammenzuckend.

„Du denkst doch nicht, daß das Rudolf sein kann?“ fuhr das junge Mädchen erbleichend auf.

„Wer kann es wissen — die Zeit stimmt auffallend — wissen Sie nicht, Herr Hobalt, wie der verhaftete Unbekannte ungefähr aussieht? Können Sie uns sein Aeußeres beschreiben?“

Hobalt verneinte. „Ich habe ihn nicht zu Gesicht bekommen, aber“ — er riß mit jähem Schwunge ein Zeitungsblatt aus der Tasche — „in den heutigen Morgenzeitungen befindet sich sein Porträt — man will auf diese Weise Aufklärung über seine Persönlichkeit erlangen. Betrachten Sie doch einmal das Bild.“

Haslig griff Ingeborg nach der Zeitung, sie mit zitternden Händen auseinanderfaltend. Das Bild befand sich auf der dritten Seite des Hauptblatts, am

Anfange des Inseratenteils. Indem sie es erblickte, entfuhr ihrem Munde ein Schrei der Bestürzung.

„Mein Gott, Lorenz — er ist es wirklich!“

„Also doch?“ murmelte Hobalt, und ein finsterner Schatten legte sich um seine Lippen. „Er ein Mörder!“

„Wer sagt das?“ rief Ingeborg, sich hoch aufrichtend und aus ihren jetzt von wahrhaft elektrischem Feuer erfüllten Augen förmliche Blitze auf den Ankläger sprühend. „Rudolf Sellemann ein Mörder — und gar der Mörder einer Frau, die er liebte und verehrte? Er ist das Opfer eines unseligen Irrtums, und sein Stolz hat es nicht über sich gewonnen — oder seine Fürsorge für mich — seine traurige Lage zu unsrer Kenntnis zu bringen. Er schämte sich der gegen ihn erhobenen Beschuldigung und nannte seinen Namen nicht, damit wir seine Schmach nicht vernehmen sollten!“

„Aber die zehntausend Mark — er brauchte notwendig eine größere Summe,“ wandte der Architekt ein. „Wer kann sagen, wozu der Mensch im Augenblick einer Verirrung —“

Ingeborg maß ihn mit einem feindseligen Blicke. „Ich verleihe Ihnen, Herr, denn Sie kennen ihn noch nicht,“ sprach sie stolz. „Sie müssen ihn natürlich besser beurteilen können als ich,“ beeilte sich der Besucher zu versichern, indem er sich erhob. „Leben Sie wohl und verzeihen Sie, daß ich unbewußt und gegen meinen Willen Sorgen und Schreden in Ihr freundliches Heim getragen. Ich kam als ein Bote der Freude und lasse nur Leid hinter mir zurück. Ich muß Sie verlassen, denn uns allen ist jetzt wohl das Alleinsein Bedürfnis, auch ich bin von dem Schlage, der uns getroffen, auf das schmerzlichste bewegt.“

Hobalt ging, dem Bruder und der Schwester ernst seine Hand reichend. Anfangs schritt er langsam die Straße hinab, dann nahm er sein Kursbuch aus der Tasche und sah nach den Zügen; als er erkannte, daß er möglicherweise den eben abgehenden Dresdener Zug noch erreichen könne, sprang er in eine Droschke und jagte nach dem Bahnhofe. In Dresden angelangt, nahm er sich weder Zeit, erst nach Hause zu fahren, noch sich zu restaurieren, sondern fuhr nach dem Untersuchungsgefängnis und suchte eine Unterredung mit Staatsanwalt Schubert nach. Wohl eine halbe Stunde konferierten die beiden Männer, erst dann kehrte der reiche Unternehmer in seine Wohnung zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Das Schloßfräulein.

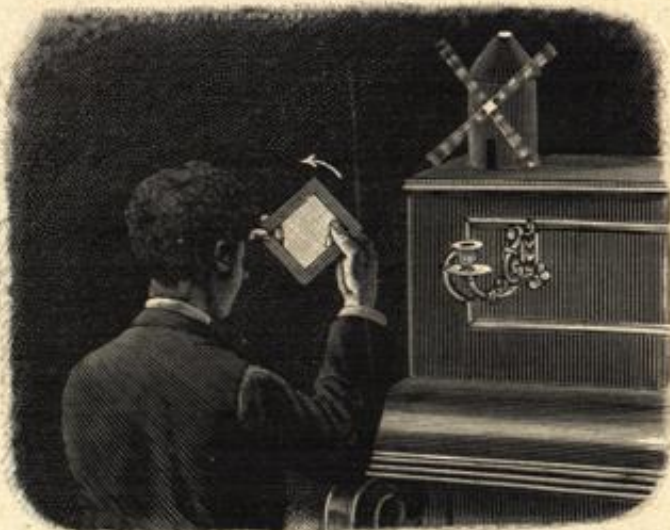
In den lindten Lenzestagen
Wehn im Wald die Lüfte weich;
Kerchen singen; Drosseln schlagen;
Busch und Baum stehn blütenreich
Und der Schwan zieht flügelweise
Auf dem Weiher seine Kreise,
Dem die Welle silbern schwoll.
Zeit der Düste, Zeit der Rosen,
Wo die Lüfte lauer kosen,
Sprich, was all dein Locken soll?
Und vom Schloß das Fräulein wohnig,
Hoch an Wuchs, an Gliedern fein,
Morgentrisch und lenzesonnig,
Schreitet leichtgeschürzt waldein.
O, von zwanzig Sommern hangen
Glut und Lust ihr auf den Wangen;
Froh durchschweift sie Wald und Flur.
Zeit der Düste, Zeit der Rosen,
Wo die Lüfte lauer kosen,
Wie erträgt das Herz dich nur?
Und vom Strauche Ros um Rose
Bricht sie mit der zarten Hand,
Nischt sie leise, nist sie lose,
Schlingt darum ein duftig Band,
Und auf das geschmückte Nieder
Blickt sie hellen Auges nieder,
Spricht mit rotem Mund dazu:
„Zeit der Düste, Zeit der Rosen,
Wo die Lüfte lauer kosen,
Bin ich nicht so schön wie du?“

Haus: „Ausgewählte Gedichte“ von Ernst Ziel. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Amüsante Wissenschaft.

Die Don Quichotte-Brille. Man spanne auf einen kleinen Kartonrahmen ein Stückchen ganz feiner Seiden-gasse und betrachte durch diese Vorrichtung von einer gewissen Entfernung aus eine Gas- oder Kerzenflamme; die Flamme wird einem dann wie ein leuchtendes Kreuz vorkommen, dessen Schenkel von winzigen Wimperchen in allen Regenbogenfarben umfäumt sind. Diese Erscheinung ist in der Physik unter dem Namen der Lichtbrechung (genauer der Lichtbrechung durch das Gitterspektrum) bekannt. Das Experiment läßt sich in einer

ganz originellen Gestalt vorführen. Man fertige sich aus starkem Papier eine kleine Windmühle an, indem man auf einen cylinderförmigen Untersatz ein kegelförmiges Dach aufleimt. Diese Mühle stellt man, nachdem man eine brennende Kerze in sie gebracht, in einer Ecke des Zimmers auf. Die Länge der Kerze muß so bemessen sein, daß die Flamme in die Höhe einer in die Bordwand der Mühle eingeschnittenen Oeffnung kommt. Selbstverständlich muß auch das Dach oberhalb der Flamme einen ordentlichen Ausschnitt haben, damit jeder Feuer-gefahr vorgebeugt ist. Die Oeffnung für den Lichtschein muß sich da befinden, wo bei der wirklichen Mühle die Achse für die Flügel aus dem Gebäude heraustritt. Statt



Die Don Quichotte-Brille.

dieser etwas umständlichen Vorrichtung kann man sich übrigens auch mit der Silhouette einer Mühle begnügen, die man sich aus starkem Papier ausschneidet und hinter die man das Licht stellt. Man muß dabei nur wieder auf das achten, was in betreff der Lichtöffnung gesagt worden ist. Zur Vorführung des Experiments verbunkelt man das Zimmer und zeige den Zuschauern die rückwärts von der Kerze beleuchtete Mühle oder Mühlenflüchelte. Nun wird jeder fragen: „Wo sind denn die Flügel der Mühle?“ Nachdem man das Publikum eine Zeitlang in Ungewissheit gelassen, giebt man einem der Zuschauer das mit Seidegaze bespannte Rähmchen und läßt ihn durch dasselbe die Mühle betrachten. Seinen Blicken werden sich dann die vier leuchtenden Mühlenflügel darstellen, und diese werden sich in natürlicher Weise nach rechts oder nach links zu drehen scheinen, sobald man das Rähmchen nach dieser oder jener Richtung hin in rotierende Bewegung setzt.

Neue Bücher und Schriften.

„Die Tuberkulose.“ Ihre Ursachen, ihre Verbreitung und ihre Verhütung. Gemeinverständlich dargestellt von Dr. F. Th. Schmidt, Arzt in Koblenz. (Preis 80 Pf.) Braunschweig, Verlag von Friedr. Vieweg & Sohn. — Bei der erschreckenden Verbreitung der Tuberkulose und bei der großen Gefährlichkeit, mit der Tuberkulose ihre Spita (Auswurf) in Zerknirschung und so weiter entleeren, ist eine gemeinverständliche Darstellung über die Ursachen und die Verhütung der Tuberkulose ein großes Bedürfnis. Aus diesem Grunde ist diesem wirklich gut geschriebenen, leicht verständlichen Buch eine große Verbreitung zu wünschen, da viel Unheil verhütet werden kann, wenn die Kranken sachgemäß beraten sind. Ramentlich Lehrern, Ärzten für das Wartezimmer, Fabrikinspektoren und nicht zuletzt den Kranken selbst sei dies Buch warm empfohlen.

Baur, Dr. K., „Koch-Kochschüssel für Kranke in Stadt und Land“. Stuttgart, Württembergische Verlagsanstalt. Geb. 1. — In origineller und praktischer Anordnung findet man beim Aufschlagen des 1. Teils die verschiedenen Krankheiten in alphabetischer Reihenfolge — Asthma bis Zuckerrandtheit — und die für jede Krankheit angezeigten Diätvorschriften. Der 2. Teil: Wie kocht man für die Krankenstube? bringt eine reiche Auswahl von Kochrezepten und genaue Anweisung für deren Zubereitung.

Bode, Dr. L., „Die mittel-europäischen Schöpfungsreste“. Mit circa 65 Tafeln in Photographie nach Aufnahmen lebender Fische, zwei Hartstein und über 100 Zeichnungen vom Verleger. Berlin, Verlag von Hermann Walther (Friedrich Behnke). Komplet in 20 Lieferungen à 50 Pf. — Von allen in den letzten Jahren erschienenen Werken über die Naturwissenschaften beansprucht das vorliegende das höchste Interesse wegen der eigenartigen und reichen Illustration. Wohl ist die Momentphotographie schon hin und wieder zur Illustration naturwissenschaftlicher Werke herangezogen worden, noch nie aber auf dem Gebiete der Wasserleiere. Dr. Bode hat in dem vorliegenden Werke unter Überwindung zahlreicher Schwierigkeiten gezeigt, daß auch auf diesem Gebiet die Photographie mit Erfolg tätig sein kann; und die so erhaltenen Bilder genügen den höchsten Ansprüchen. — Der Text behandelt in populär-wissenschaftlicher Weise erst den Bau des Fischkörpers, nach diesem geht der Verfasser auf das Leben eines jeden Fisches über. Die Lebensbilderungen sind anregend geschrieben, der wissenschaftliche Wert eines jeden Fisches, sowie seine Nützlichkeit ausführlich dargestellt; desgleichen ist der Gang der Entwicklung und auch für den Angelfreund nicht die nötigen Angaben. Das Werk ist für jeden, der mit Fischen in irgend einer Weise zu tun hat, unentbehrlich, es füllt eine wirkliche Lücke in der Literatur voll aus.

W. von Brandt, „Achtunddreißig Jahre in Ostasien“. 2. Band. Leipzig 1901. Verlag von Georg Wigand. Preis gebunden 6.50. — Der vorliegende Band ist hauptsächlich dem Aufenthalt Herrn von Brandts in Japan 1863 bis 1875 gewidmet. Es ist der Zeitraum, in dem Japan den Umsturz von der Abhängigkeit in asiatisch-autokratische Kultur zu seiner heutigen Stellung gegenüber den europäischen Völkern und ihren Kulturfortschritten vollzogen hat. Die Schilderung des damaligen Japan ist der konservativen Elemente bietet manche Analogien zur ähnlichen Lage der letzten Jahre bis zur Gegenwart. Die Darstellung des Verfalls ist flott und unterhaltend.

„Der Frommer von Büppel.“ Erzählung aus der Nordmark von Johannes Dohr. Mit 16 Abbildungen und einem farbigen Titelbild von Fritz Bergen. Geb. 1. — München 1901. J. F. Schömanns Verlag. — Die Erzählung spielt zur Zeit des großen Kampfes im Jahre 1864, in dem durch die Lässigkeit unserer Kavallerie und die Tapferkeit unserer Soldaten Schleswig-Holstein von dem Jahrhundert alten Dänenjoch befreit und seinem großen deutschen Vaterland zurückgegeben wurde. — Vom meiste Jugendbücher, in Haus und Schule bereits aufs beste eingeführt, ist damit um einen neuen prächtigen Band bereichert worden, dessen Inhalt von echt deutschem Geiste durchdrungen ist.

Was giebt es Neues?

Witterungskunde.

Der Rauch als Wetterprophet. Es ist allbekannt, daß der aus den Schornsteinen von Wohnhäusern und Fabriken aufsteigende Rauch als Wetterzeichen zu beachten ist, und jeder weiß, daß eine gerade aufsteigende Rauchsäule auf gutes Wetter deutet, das Niedersteigen des Rauchs auf schlechtes. Ein englischer Beobachter hat diese Lehre noch erweitert. Er hat nämlich beobachtet, daß ein Witterungsumschlag zum Schlechten immer eintritt, wenn der Rauch eine Zeitlang in einer Richtung aufsteigt und dann plötzlich die entgegengesetzte einschlägt, so daß seine Säule oftmals wie ein großes Fragezeichen aussieht.

Kunst und Kunstgewerbliches.

Eine künstlerisch hervorragende Tafelplatte, entworfen von Professor Rudolf Mayer in Karlsruhe, dessen genial komponierte Arbeiten wir wiederholt gewürdigt haben, ist kürzlich aus der Gravier- und Kunstpräge-Anstalt von B. G.



Tafelplatte.

Mayer in Pforzheim hervorgegangen. Wir führen sie um ein wenig verkleinert hier im Bilde vor. Die freie Rückseite ist zur Aufnahme einer Widmung oder eines Wappenspruches und so weiter bestimmt. Freunden der Kunst, zumal solchen, die eine Patenstelle zu vertreten haben, wird diese Platte als sinnige Gabe willkommen sein. Sie ist durch jedes Juweliergeschäft und auch direkt von der Pforzheimer Firma zu beziehen.

Denkmäler.

Das neue Kaiser Wilhelm-Denkmal in Halle a. d. Saale. Die Stadt Halle a. d. Saale rüstete sich, am 26. August zur Enthüllung des neuen Kaiser Wilhelm-Denkmals das deutsche Kaiserpaar in ihren Mauern zu begrüßen, doch wurde durch das Ableben der Kaiserin Friedrich dieser Plan vereitelt. Am genannten Tage wurde nun auf kaiserlichen Wunsch das Denkmal in aller Stille enthüllt. Auf hohem Sockel erhebt sich die Reiterstatue Kaiser Wilhelms I., zu beiden Seiten die Standbilder von Bismarck und Moltke. Am Postament befindet sich eine allegorische Sandsteingruppe: zwei Rheintöchter überreichen Siegfried Krone und Reichsschwert. Das Denkmal selbst ist ein Werk des Professors Peter Breuer, den imposanten Architekturbau hat Professor Bruno Schmitz geschaffen.

Litteratur.

Vom neuen Brockhaus ist schon der dritte Band erschienen, in vornehmer Ausstattung mit reizenden bunten und schwarzen Abbildungen und durchweg modernisierten Karten. Seien es die Gebiete der Technik, der Industrie, der Naturwissenschaften oder der Sozialpolitik, sei es sonst ein Feld menschlicher Tätigkeit, der Brockhaus hält getreue Wacht. Daß die geographischen Artikel die Resultate der neuesten deutschen, österreichischen und schweizer Volkszählungen bringen, braucht kaum mehr gesagt zu werden, ebenso daß die Geschichte der einzelnen Länder (zum Beispiel Böhmen, Bulgarien, Bolivien, Brasilien) bis in die letzte Zeit fortgeführt ist und die neuesten Forschungen auf allen Gebieten registriert sind. Kurz, auch der dritte Band ist ein vollgültiger Beweis, daß der Brockhaus in Wort und Bild auf der Höhe der Zeit steht. Wer hinter seiner Zeit nicht zurückbleiben will, der sollte sich dies wirklich billige Werk anschaffen. Wenn man die Seiten des Brockhaus hintereinander auf-

marschieren läßt, ist die Spitze des Zuges in Berlin, wenn die letzten noch in Leipzig sind, eine Luftliniendistanz von 151 Kilometern. Da ein Band gebunden mit Bildern 12 Mark kostet, so kosten 7 laufende Meter Wissenschaft einen Pfennig!

Zeitungswesen.

Wieviel Zeitungen giebt es in Deutschland? Diese Frage finden wir in einer der letzten Nummern des „Zeitungswesen“ wie folgt beantwortet. In Deutschland erscheinen gegenwärtig:

457	Zeitung	1mal	wöchentlich	
618	"	2	"	
978	"	3	"	
106	"	4	"	
12	"	5	"	
1100	"	6	"	
87	"	7	"	
1	"	11	"	
73	"	12	"	
11	"	13	"	
6	"	18	"	
1	"	19	"	
1	"	20	"	

3451

Nur 1087 von diesen 3452 Zeitungen sind als zu einer Partei gehörig bezeichnet, also politische Blätter, 792 bezeichnen sich selbst als parteilos, und die übrigen schweigen sich über ihre Richtung aus.

Erd- und Himmelskunde.

Ein Riesenglobus, wie er wohl nicht seinesgleichen auf dem Erdenrund findet, ist in diesen Tagen unter großen Schwierigkeiten von Petersburg, wo er sich in der Kaiserlich russischen Akademie der Wissenschaften befand, nach Zarstoj Selo transportiert worden. Dieser Globus, der aus Kupfer hergestellt ist, mißt 11 Fuß im Durchmesser und wiegt ein Gewicht von 65 Zentnern auf. Die äußere Fläche des Globus stellt die Erde und die Innenseite den Himmel mit den Sternbildern beider Hemisphären dar. In den Innenraum führt eine Thür; in seinem Zentrum befindet sich ein runder Tisch mit Bänken, an dem zwölf Personen Platz nehmen können. Mit Hilfe einer besonderen mechanischen Vorrichtung kann der Globus um seine Achse gedreht werden. Sein Alter beträgt 250 Jahre, denn er ist 1664 nach zehnjähriger Arbeit unter der Regierung des Herzogs Friedrich von Holstein fertiggestellt worden. Peter der Große brachte ihn nach Rußland; seit 1725 ist er Eigentum der Petersburger Akademie der Wissenschaften.

Gestorben.

Johannes von Miquel. Der vormalige preussische Finanzminister und Vizepräsident des Staatsministeriums, der erst vor wenigen Monaten infolge des abermaligen Scheiterns der preussischen Kanalvorlage aus dem aktiven Dienst ge-



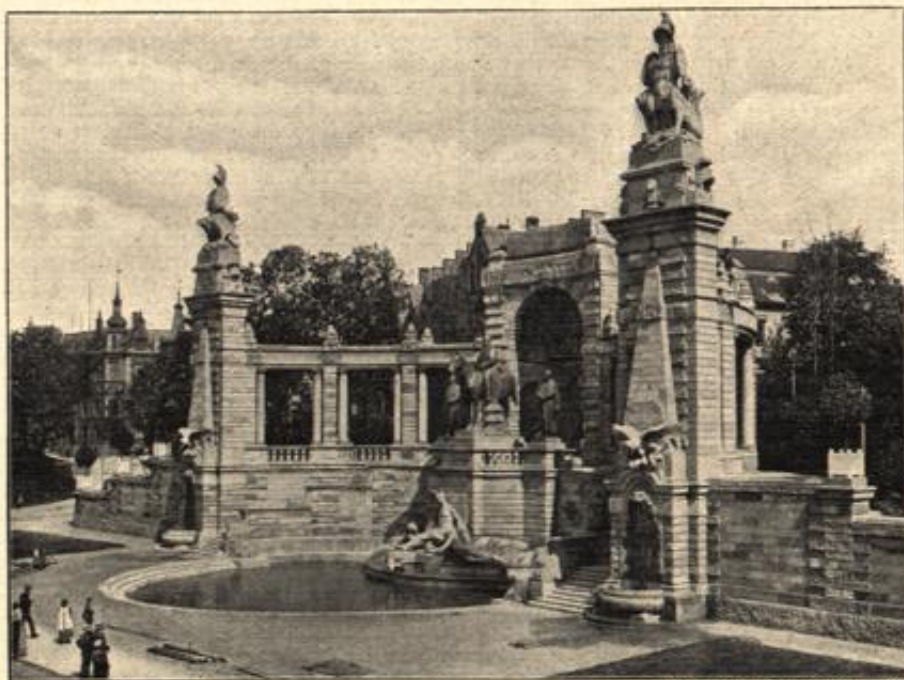
Bisn. von Gelphe, Bieker, Berlin.

Dr. Johannes von Miquel †.

schieden war, ist in Frankfurt a. M., wo er seinen Wohnsitz genommen hatte, plötzlich einem Herzschlag erlegen. Johannes Miquel war am 19. Februar 1828 in dem hannoverschen Städtchen Neuenhaus geboren. Nach beendeten Rechtsstudien ließ er sich als Anwalt in Göttingen nieder und begann zugleich eine eifrige politische Tätigkeit zu entwickeln. 1865 wurde er Bürgermeister von Osnabrück, 1870 Direktor der Berliner Diskontogesellschaft; 1876 kehrte er als Oberbürgermeister nach Osnabrück zurück, nahm aber 1880 die auf ihn gefallene Wahl zum Oberbürgermeister von Frankfurt a. M. an. Am 24. Juni 1890 wurde Miquel von Kaiser Wilhelm II. zum preussischen Finanzminister berufen; als solcher führte er sein bedeutendstes Werk, die Reform des gesamten preussischen Steuerwesens, glücklich durch, während seine Bemühungen um die Reform der Reichsfinanzen scheiterten. 1897 wurde ihm durch Verleihung des Schwarzen Adlerordens der erbliche Adel zu teil, ferner wurde er zum Vizepräsidenten des preussischen Staatsministeriums ernannt. Man glaubte lange, daß ihm auch das höchste Amt im Reiche nicht unerreichbar sei, bis den greisen Staatsmann dann verschiedene Mißerfolge trafen, die seinen Sturz auf eine noch immer nicht ganz aufgeklärte Weise herbeiführten.

Statistik.

Die unterseeischen Kabel. Das Verzeichnis der unterseeischen Kabelleitungen, welches in neuer Auflage von dem Internationalen Telegraphenbureau in Bern eben herausgegeben wurde, giebt folgenden Bestand an: Zahl sämtlicher Kabelleitungen 1750 mit einer Gesamtlänge von 358 137 Kilometer. Von diesen Kabelleitungen sind 1390 staatliche Kabel, die eine Länge von 39 851 Kilometer aufweisen, 370 Kabel mit einer Gesamtlänge von 318 286 Kilometer gehören Privatgesellschaften, deren größte die Eastern Telegraph Company in London ist, welche 93 Kabel von 73 223 Kilometer Länge besitzt. Die längste Kabelleitung ist die zwischen Deolien bei Brest und Kap Cod (Massachusetts). Dieselbe, im Besitze der französischen Kabelcompagnie in Paris, hat eine Länge von 5878 Kilometern.



Phot. Elisabeth Krieg, Halle a. S.

Das Denkmal für Kaiser Wilhelm I. in Halle a. d. S.

Briefkasten.

Branddirektor Gaertner in Mülheim a. Rhein. Ihr schmeichelhafter poetischer Jubiläums-Glückwunsch hat uns sehr erfreut, aufrichtigen Dank dafür; ihn hier wiederzugeben verbietet uns unsere Bescheidenheit. Bleiben Sie der illustrierten Welt auch ferner so treu gewogen.

H. W. Lorenz in San Francisco. Herzliche Grüße, auch an den wackeren „Volker“ Freund. — Der Rätsel-ontel wartet.

J. Schreiber in Berlin. Mit Dank angenommen — ein Echo wird sich finden.

Lina B. in A. Um Lauchhüte haltbar und weich zu machen, muß man sie öfters mit einer gewöhnlichen rohen, halb durchgeschmittenen Zwiebel einreiben. Dieses Mittel ist von überraschender Wirkung.

Abonnent in C. Ihrem Wunsch

nach solchem Nachschlagewerk entspricht in ganz hervorragender Weise das „Zeitlexikon“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt; jährlich 12 Hefte à M. 1.—). Das Zeitlexikon bietet eine wertvolle, interessante Uebersicht über das, was in jedem Monat auf den Gebieten des politischen, wirtschaftlichen, wissenschaftlichen, künstlerischen, technischen und gesellschaftlichen Lebens vorgegangen ist.

H. Prenzler, Lehrer in Forst. Besten Dank für die freundliche Mitteilung des Wortlauts von „Liebesfreiheit“, Gedicht von Schnabel („Denn in der Freiheit nur gedeiht das Schöne“). „Lotte“ in C. Das Wort „Erlkönig“ hat Herder geschaffen, und zwar durch eine falsche Uebersetzung des dänischen Wortes Ellertonge, soviel wie Elverkonge, Elfenkönig. Aus Mißverständnis überfegte Herder Eller als Erl. Der Baum wird in Deutschland häufig als Eller bezeichnet. Die Weich-Erle spielt schon in der nordischen Mythologie eine

große Rolle. Der Ausdruck „Erlkönig“ gefiel Goethe; er schuf die bekannte Ballade mit diesem Titel.

Alice Torn in Buffalo. 1. Ja, in Bälde. Julius M. in C. Das Citat: „Es wird besser gehn, es wird besser gehn. Die Welt ist rund und muß sich drehn“ ist dem Text der Oper „Der Templer und die Jüdin“ entnommen.

H. G. in J. Ganz im Sinn unsers Papierkorbs.

L. & Cie. in G. Gehört in den Anzeigenteil.

Hausfrau in Biel. Zeitflecke auf Tapeten werden mittels Wollbäumchen mit Talkum betupft, nach Stunden abgehaut und das Tapeten wiederholt, bis der Fleck verschwunden ist.

Lehrer A. R. in C. L. Die biographische Litteratur über den großen russischen Dichter Tolstoj, dessen „Auferstehung“ in guter Uebersetzung in unserm Verlag erschien, ist sehr reichhaltig. Ihren Wünschen intimer Mitteilungen entspricht am besten „Wie Leo Tolstoj lebt und arbeitet.“ Erinnerungen von B. Sergejko. Deutsch von Heinrich Stumcke. Mit 15 Abbildungen und zwei Tafeln. Leipzig, Verlag von Georg Wigand. Preis M. 2.—. Tolstoj wird hier als eine Persönlichkeit von durchaus eigenartigem Gepräge vorgeführt, deren Kenntnis seine Schriften erst nahe bringt.

„Edler von So“ in W. 3 wo! W. D. in C. B. A. Vielleicht paßt Ihnen hierfür folgender Spruch: „Nun geh mit Gott ins fremde Land! Er leite dich an seiner Hand. Schreib dein Gesetz dir in dein Herz. Im Glauben blicke himmelwärts! Thust du mit Gott die Arbeit dein. Wird Fremde bald dir Heimat sein: Bleibst Gottes Kind du in der Welt. Führt er dich heim ins Himmelzelt!“ L. R. in L. Beste Gegengruße, es ist Herbst geworden, auch bei uns.

„Dermine“, Galizien. Unserm Spezialisten zur Beantwortung übergeben.

„Abonnent“ in Th. Unsere Freunde über den empfangenen „Jubiläums-Gratulations-Gruß“ war so groß, daß sie auch durch die 40 Pfennig Strafporto nicht getrübt wurde.

Emil Th. in G. Die Unteroffiziere der ostafrikanischen Schutztruppe — denn um solche kann es sich nur handeln — müssen wenigstens drei Jahre aktiv gedient haben und sich ein Jahr lang in dem Dienstgrade des Unteroffiziers befinden. Sie haben eine Kapitulatio für einen Zeitraum von 2 1/2 Jahren einzugehen. Sie müssen neben den erforderlichen körperlichen Eigenschaften von guter dienstlicher und außerdienstlicher Führung, absoluter Zuverlässigkeit, solidem Lebenswandel, guter militärischer Ausbildung, vor allem im Felddienst und im Schießen, und fähig zu selbstständigem Handeln sein.